

ERNST E. EHRLICH

CHRONIK
DER FAMILIE EHRLICH

1982

Schon als Student betrieb der Jubilar, zu dessen 80. Geburtstag die Familienchronik erscheint, Ahnenforschung. Umfangreiches Material konnte vor allem in den 30iger Jahren in Ost- und Westpreußen, aber auch im heute unzugänglichen Hirschberg/Saale und Gefell gesichtet und ausgestellt werden.

Auf Bitten seiner Kinder verfaßte unser Vater im Ruheheim Dresden-Bühlau eine Autobiographie, die er selbst für diese Ausgabe noch einmal auf Wesentliches gekürzt hat. Dort, wo mehrere Punkte den Bericht abbrechen, mußte mit Rücksicht auf den in Aussicht gestellten Druck erneut gekürzt werden. Alle Originalaufzeichnungen, die historisch wertvollen Belege und eine Anzahl Fotos befinden sich z.Zt. bei Peter Ehrlich.

Wenige Wochen vor seinem tragischen Tod übersandte Gottfried Ehrlich aus München für diese Chronik seinen Beitrag.

Es wird auf die Familienchronik Hüneke verwiesen, die Ausführungen über die weitere Verwandtschaft der Linie Neumann überflüssig machte. Des weiteren gibt es ziemlich umfangreiche Nachforschungen über die Linie Pause. Interessenten haben die Möglichkeit, bei mir eine Ahnentafel Pause einzusehen.

Alle anderen Beiträge wie z.B. die über die Familien der Kinder von Ernst und Edit Ehrlich wurden von ihnen selbst z.T. umfangreicher, als es diese Ausgabe gestattet, verfaßt. Besonders erwähnt sei der Lebensbericht von Thomas Ehrlich, der sich sehr anschaulich mit der Zeit der ersten Jahre des Neubeginns nach 1945 befaßt.

Redaktionsschluß: 31. Dezember 1981

Peter Ehrlich

Ottomar
Wolf

S T A M M B A U M E H R L I C H

Die Vorfahren unseres Namens Ehrlich lassen sich zurückverfolgen bis zu einem am 19.9.1728 getauften und am 29.12.1793 verstorbenen Johann Michael Ehrlich, dessen Eltern mit Jakob Ehrlich, Bauer in Maltitz, Ehefrau Maria angegeben werden. Die Vorfahren sind bis zu den Eltern meines Vaters alle Kleinbauern gewesen. Von Dörfern um Rüsseina kommen sie in der ersten Hälfte des 19. Jh. nach Rothschnberg bei Meissen. Das Haus, in dem mein Vater Emil Ernst Ehrlich am 10.5.1874 geboren wurde, steht noch, und Nachkommen seines ältesten Bruders Paul leben noch dort.

Mein Großvater Karl Gottlob Ernst Ehrlich, geb. 15.9.1827, starb am 10.1.1887. Über ihn wissen wir nicht viel. Da er gegen das Fotografieren war, gibt es leider kein Bild von ihm. Er wurde als Gartennahrungsbesitzer bezeichnet, d.h. um seine Familie zu ernähren, mußte er zusätzlich einen Beruf ausüben. Er war Maurer. Da er eine sehr große Familie zu versorgen hatte, wanderte er in den Jahren nach dem deutsch.-frz. Krieg montags nach Dresden und arbeitete am Bau der Grunaerstraße mit. (Durchbruch Dresdens über das Pirnaische Tor hinaus; jetzt Pirnaischer Platz) Ende der Woche ging er zu Fuß nach dem ca. 25 km entfernten Heimatdorf zurück. So wurden Fahrkosten gespart. Die Wirtschaft, den Garten und das Haus versorgte seine Frau Johanna geb. Nopper mit den sich noch zu Hause befindlichen Kindern. Sonntags ging man in die Kirche. Als er einmal vor dem Kirchgang noch am Gartenzaun gearbeitet hatte, mußte er sich von der Kanzel herunter eine Rüge gefallen lassen. Seine Frau war Wendin aus Koblenz bei Hoyerswerda. Von ihr haben wir ein Foto, wohl nach dem Tod ihres Mannes aufgenommen. Über sie wissen wir nur, daß ihre Schwiegereltern (Joh. Christian E. und Frau Sophie geb. Seiler) es nicht duldeten, daß Wendisch gesprochen wurde. Verwandtschaftliche Beziehungen nach Koblenz scheinen nicht gepflegt worden zu sein. Die Rückverfolgung ihrer Vorfahren war nicht einfach, weil die dortigen Kirchenbücher wendisch geführt sind und die Sitte war, daß bei Übernahme eines Gutes der Name des Gutes auf den Besitzer überging. Meine Großmutter starb am 26.4.1898 bei einem Besuch in Dresden. Sie bekam am Kaffeetisch einen Schlaganfall und war sofort tot. Sie wurde auf dem Annenfriedhof in Dresden beerdigt. Der Geburtseintrag nennt die Eltern meiner Großmutter so: "Kupsch, eigentlich Nopper Moz, Besitzer der Kupschen Gärtnernahrung in Koblenz und Johanna Rosina geb. Ranft aus Blankenstein bei Dresden."

Aus dieser Linie stammt Johann Gottfried Ranft, geb. 4. XI. 1794, der als Sohn eines Tagelöhners als Kuhjunge bei seiner Herrschaft diente, in Freiberg aufs Gymnasium ging, wo er 1815 das Abitur ablegte, nachdem er Vollwaise geworden war. In Leipzig studierte er Theologie, war 1823 an St. Petri Katechismusprediger und von 1824 bis 1860 Pfarrer in Deutschenbora. Dort starb er 1861. Er hinterließ keine Kinder. Ein Foto seiner Frau ist erhalten.

S T A M M B A U M B R Ü N N

Unsere am 2. 4. 1873 in Reichenbach i. V., Marienstr. 7 geborene Mutter hat bald ihren Vater Carl Gustav Brünn, der 1881 mit 31 Jahren als Lokomotivführer an Tbc starb, verloren. Ihre Mutter starb mit 25 Jahren am 29. 9. 1873, also ein knappes halbes Jahr nach der Geburt ihrer Tochter. Die Waise kam deshalb zu ihren Großeltern mütterlicherseits Karl Gottlob Lieber und Johanna Christiane geb. Bormann nach Klingenberg, in die Familie eines Zimmermanns. Da auch früh die Geschwister meiner Mutter, wohl auch an Tbc, gestorben sind, war unsrer Verwandtschaft seitens unsrer Mutter kaum Ahnengeschichtliches bekannt.

Unser Urgroßvater Johann Georg Brünn war Huf- und Waffenschmiedemeister in Neustädtel (heute Schneeberg), dessen Schmiede heute noch gegenüber dem Neustädtler Rathaus zu finden und in Betrieb ist. J. G. Brünn wurde am 14. 2. 1824 in Hirschberg/Saale im Teichhaus geboren und hat in Schneeberg auch als Steiger auf Wolfgangmaßen gearbeitet. Aus diesem Ort stammt seine Frau Auguste Friederike.

Im Teichhaus bin ich einmal gewesen. Allerdings war es nicht mehr das alte. Es war abgebrannt und wiederaufgebaut.

Heute lebt in Hirschberg Günter Zeeh, ein Brünn-Nachkomme, als Tischlermeister. Ein Bruder von ihm wohnt in Gera. Günter Zeehs Mutter, Martha Marie geb. Brünn (1. 2. 1911 - 25. 8. 1967) war die letzte aus dem Brünngeschlecht in Hirschberg. Sie hatte noch einen Bruder Herbert (geb. 18. 10. 1913), der große Fremdsprachenkenntnisse besaß, Geigé spielte und Innenarchitekt studierte, aber bald nach einer Kriegstraumung kinderlos Opfer des 2. Weltkrieges geworden ist.

Kontakt hatte ich zu dem Vater dieser zwei, dem Tischlermeister Ernst Otto Brünn (1. 8. 1885 - 17. 5. 1956), der mir übermittelte, daß das Stammreich des Geschlechts der Brünn ein Franz Vincent

Brünn eröffnete, der am 10.3.1567 geboren wurde. Er war ein vielgereister Mann, der schließlich unter Carl I., Herzog von Nevers und Rhetel in Kriegsdiensten stand und als Unterbefehlshaber die türkischen Vortruppen unweit von Stuhlweißenburg in Ungarn schlug, dann bei Ofen (heute Budapest) schwer verwundet wurde und dort am 21.9.1637 starb.

Möglich ist, daß heute noch männliche Brünn-Nachkommen in den USA zu finden sind, denn vier Brüder des Vaters von E.O.Brünn sind im 19.Jh. nach Amerika ausgewandert. Am 4.3.1912 starb in Eau Claire, Us-Staat Wisconsin, Heinrich, genannt Henry, Brünn. Sein ältester Sohn hatte den Vornamen Charles.

Die Brünns, mitunter taucht auch der Name Perin auf, hatten ein Familienwappen, das Reinheit, Ehrbarkeit, Mut und Tapferkeit bedeutete. Überliefert ist, daß drei silberne und drei rote schräg nach unten laufende Balken im Wappen zu sehen waren.

Einen 60jährigen Verwandten dieser Brünn-Linie lernte ich jetzt kennen: Hans-Joachim Mrusek, der bei Paul Siegmund in die Bäckerlehre gegangen war, dann 10 Jahre zur See ging und nach dem Krieg studieren konnte. Er ist seit 15 Jahren Prof.Dr. habil. und Dr.Ing an der Universität Halle.

Ein Foto meines Brünn-Großvaters bekam ich, als ich die 3.Frau von ihm in Zwickau besuchte, wo sie im Altersheim lebte. Leider hatte sie nach einem Schlaganfall das Gedächtnis verloren, so daß weitere Informationen von ihr nicht zu erfahren waren.

Günter Zeeh wohnt in Hirschberg/Saale, Karl-Marx-Str.1 Die Töchter heißen Kerstin (MTA) und Cornelia.

Kurz nach dem Tod seines Vaters wurde mein Vater konfirmiert und kam zu Bäckermeister H. Ritter aus Jauer/Schl. in die Lehre. Meines Vaters Meisterin war seine Schwester. Am 27.9.1897 heiratete er Frida Elisabeth Brunn, die wohl seit Jahren bei Ritters in Stellung war. Er übernahm später von seinem Schwager die Bäckerei, die durch die Weißgebäcklieferungen in das nahe Stadtkrankenhaus Friedrichstadt (ehem. Marcolinisches Palais) einen sicheren guten Verdienst abwarf. Ritters zogen in das ihnen gehörende Haus Permoserstraße 4, wo jetzt das Haus der Presse steht und lebten dort als Privati.

Gerbergasse 19 sind geboren: Meine Schwester Helene (Lene) am 26.11.1898, mein Bruder Georg (Schorsch) am 31.7.1901 und ich selbst am 27.11.1902, mein Bruder Rudolf (Rudi) am 10.5.04 und meine Schwester Frieda (Friedel) am 19.3.07. Die Gerbergasse gehörte zu den ältesten erhaltenen Teilen Dresdens, obwohl sie eigentlich schon vor den Toren der Stadt lag. Sie war nur linksseitig (vom Postplatz aus betrachtet) bebaut und hatte etwa 15 Häuser, die nur ungerade Nummern trugen. "Unser Haus", dessen Erdgeschoß und Obergeschoß wir bewohnten, hatte noch ein Mansardengeschoß. Dort wohnte ein Flickschuster, bei dem ich oft gesessen habe. Unser Haus hatte noch einen Hof, in dem der Lackierer Hirschmann seine Werkstatt hatte und ein mehrstöckiges Hinterhaus, in das wir kaum kamen.

Es ging sehr einfach bei uns zu. Elektrisch Licht hatten wir noch nicht, nicht einmal Gas. Es wurde Petroleum gebrannt. Und wenn wir schon etwas größer -frühmorgens Semmeln austragen gingen, bekamen wir in der dunklen Jahreszeit Rüböllampen mit. Abends in der Dämmerstunde saß man beisammen, erzählte, las vor oder sang. Manchmal spielte mein Vatter Zitter und ließ auf dem Zitterbrett aus Papier oder Holundermark gefertigte Männlein tanzen. Matratzen kannten wir auch nicht. Jeder hatte einen Strohsack. Meine Erinnerungen reichen offenbar noch tief in die Jahre, bevor ich zur Schule ging.

Wir hatten Kinder- und Hausmädchen, Lehrjungen und Gesellen. Sie wohnten alle bei uns und gehörten mit zur Familie. Auch beim Essen gab es keine Unterschiede. Ein fester Küchenplan sorgte für Abwechslung und wiederholte sich jede Woche: Montags Eintopf, dienstags Gewärmtes vom Sonntag, mittwochs ein Krautgericht, donnerstags Bratkartoffeln, freitags Fisch-oder Mehlspeisen und sonnabends marinierten Hering, Kaffee und übriggeblie-

benen Kuchen, Butter und Quark oder sogar Eierkuchen in der Gänsebratenpfanne gebacken mit Kartoffelsalat. Sonntags stand natürlich ein Braten auf dem Tisch. Für das Abendbrot bekamen die Angestellten pro Tag 15 Pfg. Die Butter extra. Man konnte davon noch etwas absparen.

Es wurde noch nachts und sonntags gebacken. Begreiflich, daß Vater nicht gern ausging. Ein ganz großes Ereignis war deshalb unser jährlicher Pfingstausflug in Papas Heimat. Mit der Bahn ging es (Kilometerpreis 1,4 Pfg., Kinder die Hälfte) über Meißen bis Miltitz-Roitzschen. Von da zu Fuß. Manchmal war Maikäferjahr! Mit der Mütze konnten wir geschickt Käfer fangen. In Rotschönberg waren wir bei dem Schäfer Karl Steinert schon angemeldet, der mit Hulda geb. Ehrlich, wieder einer Schwester meines Vaters, verheiratet war. Er diente bei der Schloßherrschaft und wohnte in der rund 600 Schafe zählenden Schäferei, die heute noch existiert. Onkel Karl, der noch Strümpfe strickte, nahm uns auch mit auf die Weide. Von daher ist mir von klein auf ohne jede Erklärung verständlich gewesen, was Jesus sagt, wenn er sich den guten Hirten nennt.

Ein anderer Ausflug galt dem Besuch eines Bruders oder Vetters meines Vaters, der epileptisch war. Er hatte in Saalhausen Aufnahme gefunden. Dorthin ging es manchmal am Himmelfahrtstag. Mitgenommen wurden vor allem Zigarren, die beruhigend wirkten. Viel später ist dieser Verwandte bei einem unbeobachteten Anfall in einer Regenfütze ertrunken.

Unvergeßlich die Zeit, wenn wir mit der Tbc-kranken Mutter, die als Vollwaise bei ihrem Großvater Lieber in Klingenberg aufgewachsen war, in Ferien nach Grillenburg durften. Sonst kann ich mich nicht sehr an unsere Mutter erinnern. Sie starb am 20.12.09. Unvergessen ist, daß wir nachts an ihr Sterbebett geführt wurden, daß Mutter einen Tag vor Heiligabend auf dem Annenfriedhof beerdigt wurde und wir mit der Kutsche hinfuhren, aber auch, daß Vater trotzdem mit uns Weihnachten feierte. Offenbar hatten beide Eltern damit gerechnet, daß Mutter noch das Fest erleben würde, denn es gab besonders gute Geschenke.

Ein großes Ereignis für uns Kinder war, wenn jedes Jahr aufs Neue geweißt wurde. Mit einer Schablone trug man ein Muster auf. Jährlich kam auch der Kammerjäger, da in dem mehrere hundert Jahre alten Haus, in dessen Räumen Holzdielen lagen und überall Mehlstaub hinkam, viel Ungeziefer sich vermehrte. Weniger Wanzen, dafür mehr Küchenschaben, braune und schwarze, sogen. "Schwaben" und "Russen". Nachdem ein grünes Pulver ausgestreut worden war, konnten wir

schaufelweise die toten Tiere zusammenkehren.
Schließlich heiratete mein Vater wieder. Die Kinder brauchten eine Mutter, der Laden eine tüchtige "Meisterin": Elsa Pause, die schon einmal als Hausgehilfin oder Kindermädchen bei uns gewesen war.

Bald hieß es Abschied nehmen von der Gerbergasse, die im Zuge der Sanierung der Stadt Platz bieten mußte für den Bau des Schauspielhauses. Sicherlich wollte man die durch die Prostitution verrufenen Gassen, wie auch die Große Frohgasse und die Kanal-gasse, die aber erst durch Bomben des 2. Weltkrieges zerstört wurden, beseitigen. Wir Kinder hatten natürlich keine Ahnung, was die Dämchen wollten, die abends aufgeputzt mit Pelz und vornehmem Hut vor den Häusern standen.

Onkel Ritter hatte vorgesorgt. In seinem Haus ließ er meinen Vater für ca. 14 000 Goldmark eine moderne Bäckerei einbauen. Die Firma, die den Backofen baute, bedankte sich bei unserem Vater mit einer Freifahrt nach Rothsönberg im firmeneigenen Maybach.

Die Hochzeit wurde noch 1911 auf der Gerbergasse gefeiert. Für uns Kinder war ärgerlich, daß die Frauen, die jeden Tag die Semmeln mit zwei Handwagen ins Krankenhaus fuhren, sich vor uns Kindern mit der Kutsche zur Teilnahme an der Trauung in die Jakobikirche fahren ließen.

Vom Umzug nach der Permoserstraße weiß ich nur noch, daß ich unsere Mietzekatze trug. Da war man sicher, daß sie nicht ausreißen würde.

F A M I L I E E H R L I C H , P E R M O S E R S T R A S S E 4

Es kann nicht lange nach der Hochzeit gewesen sein, daß wir nach Permoserstraße 4 umgezogen sind. Wohl noch in dem Jahre besuchten wir erstmals unsere neuen Großeltern, etwas Besonderes für uns, die wir Großeltern bisher nicht gekannt hatten. An die Bahnfahrt, damals noch 4. Klasse, deren Abfahrt auf dem Bahnhof von einem mit einer Handglocke läutenden Bahnangestellten im Wartesaal ausgerufen wurde, kann ich mich gut erinnern. Es gab noch keine automatische Kupplung. Beim Anfahren und Halten machte es stets einen mächtigen Ruck!

Der Schloßgarten war natürlich etwas Reizvolles. Ich muß früh schon botanische Interessen gehabt haben. So erinnere ich mich, daß ich mir reife Früchte vom Blasenstrauch (colutea) sammelte, die wie winzige halbe Franzsemmeln aussahen. Vor allem aber erinnere ich mich daran, daß es zu Mittag einmal Riesbrei, Milchreis, gab. Das

kannten wir noch nicht.

Am Schulbesuch hatte sich nichts geändert. Ich war 1909 in die 8. Klasse der II. Bürgerschule, Weinligstr. gekommen. Das war eine gehobene Schule. Schulgeld monatlich 5,- Mark, gegen 60 Pfennige in den Bezirksschulen. Außerdem existierte noch eine Freischule. 1912 gab es für meinen Bruder Georg und mich ein aufregendes Ereignis: Es ist Schule. Es klopft. Der Lehrer geht hinaus. Kurz danach macht er die Tür auf und ruft: "Ehrlich, komm raus! Bring den Ranzen mit!" Draußen stand mein Vater. Der Lehrer fragt mich: "Was willst du denn werden?" Ich: "Pastor." "Dann kannst du jetzt mit deinem Vater gehen. Er wird dich im Gymnasium anmelden." Bei meinem Bruder wird es ähnlich gewesen sein. Er war ein sportlicher Künstler: Er konnte rückwärts sitzend Rad fahren, sich mit den Füßen auf den Sattel stellen, mit den Händen die Pedale drehen und und und.... und er konnte malen! Außerdem war er der Anführer bei unsern Soldatenspielen, an denen ich nie gern teilnahm.

Ich kam auf das Wottiner Gymnasium, ein Reformgymnasium mit den Alt Sprachen Latein und Griechisch. Wahlweise gab es Hebräisch. Von Sexta an lernten wir auch Französisch.

Am Palmsonntag 15. März 1913, dem Konfirmationstag meiner Schwester Lene, wurde das 1. Kind aus der 2. Ehe meines Vaters geboren: Herbert. Er war begabt, kam aufs Gymnasium, ist aber schon mit 14 Jahren gestorben (17.6.1928). Der Arzt nahm eine Grippe an. Es war aber eine tiefsitzende eitrige Mandelentzündung. Mein sportlicher Bruder Georg machte mit mir manchmal sonntags Ausflüge. Er war ein geborener Wanderführer. Unser Vater gab uns in einem kleinen Rucksack Verpflegung mit und zum Einkehren und für Fahrgeld 1 Mark. Davon behielten wir in der Regel noch übrig. Wir wanderten nach Tharandt, Moritzburg, Meißen und auch einmal nach Pirna. Aus irgendeinem Grund fuhren wir von dort nicht zurück und kamen, als es schon dunkelte, zu Fuß ans "Blaue Wunder". Man mußte Brückenzoll bezahlen. Weil wir kein Geld mehr hatten, wagten wir es nicht, über die Brücke zu gehen. Wir machten den viel weiteren Weg auf Neustädter Seite bis nach Hause. Unsere Eltern hatten schon die Polizei alarmiert.

Am 5.7.1914 war in Dresden ein großes Fest: Sachsensitag! Besuch aus Berlin hatte sich angemeldet, unser Vater schickte deshalb Georg und mich mit den Fahrrädern fort. Während mein Bruder schon ein Rad mit Freilauf besaß, gab es ihn an meinem Rad noch nicht. Wahrscheinlich kamen wir über Gittersee zurück von einer Tour zur Babisnauer Pappel und fuhren die Bernhardtstraße hinunter. Ich war klein und reichte mit den Füßen nur mit Mühe bis zu den Pedalen. Bei der Tal-

fahrt verlor ich die Verbindung zu den Pedalen, und das Rad sauste mit zunehmender Geschwindigkeit bergab. Plötzlich sah ich eine haltende Straßenbahn. Ich scherte nach rechts aus, wo eine Straße abbog. Ich schaffte es jedoch nicht ganz und prallte mit voller Wucht an eine Hausecke. Buchstäblich halbtot wurde ich in einem Krankenwagen ins Friedrichstädter Krankenhaus gebracht, wo ich ein Vierteljahr zugebracht habe. Man stellte fest: Schwere Gehirnerschütterung, linke Kniescheibe gebrochen bzw. zersplittert, rechtes Handgelenk und das Nasenbein gebrochen und einen Schneidezahn verloren. Ein Jahr mußte ich mit der linken Hand schreiben, zwei Jahre lang blieb das linke Bein steif. Durch diesen Unfall habe ich den Ausbruch des 1. Weltkrieges verpaßt, hörte aber von sensationellen Gerüchten, von heimlichen Goldtransporten u. a.

Am 24.12.1914 wurde das 2. Kind geboren: Gottfried. Er wurde wie mein Bruder Rudi Bäcker. (Siehe Kapitel "Gottfried Ehrlich")

Um die Zeit seiner Geburt dürfte mein Bruder Georg schon Tbc-krank gewesen sein. Dabei wohnten wir auf der Permoserstraße gesünder als auf der Gerbergasse. Er starb am Karfreitag, 18.4.1915, noch nicht 14 Jahre alt. Mein Vater hatte mir aufgetragen, an dem Tag in dem Krankenzimmer zu bleiben. Ich beschäftigte mich mit meinem Zirkelkasten, und erinnere mich, daß Georg immer langsamer atmete, bis der Atem ganz aussetzte.

Das Leben ging natürlich weiter. Wir konnten froh sein, daß unser Vater nicht zum Militär geholt wurde. Ob es damit zusammenhing, daß er das Krankenhaus mit Backwaren belieferte? Im Unterschied zu anderen Familien hatten wir im Laufe des Krieges nicht so unter der Lebensmittelverknappung zu leiden. Wir konnten uns aber ein Bild davon machen, wie die Wirklichkeit aussah: Im Brotmehl mußten Kartoffeln mit verbacken werden. Dadurch wurde das Brot naß, schwer und leicht fäulnisanfällig. Wir Kinder durften damals täglich manchen Zentner Kartoffeln schälen. Mittags waren wir aber auch nicht viel besser dran als andere. Zu oft mußten wir Kohlrüben essen; aber wir hatten immer etwas zuzusetzen. Erwähnenswert dürfte sein, daß sich in dieser Zeit die Tomate als schmackhafte Frucht einbürgerte und daß die bisherigen Franzsemmeln noch einmal längs gedrückt werden mußten, so daß sie vierteilig wurden. Man wollte bestimmt mehr Größe vortäuschen. Diese Art wird noch heute gebacken.

Am 3.2.1917 wurde mein Bruder Gerhard geboren. Er war ein sehr fröhlicher Junge, hatte aber eine Eigenart. Wahrscheinlich hatte er Polypen. Dadurch gewöhnte er sich an, plötzlich durch die Nase zu atmen und dabei ruckartig den Kopf etwas anzuheben. Das brachte ihm

den Spitznamen "Schnupper" ein. Er heiratete. Der Ehe entstammt ein Sohn Günter. Gerhard ist in den ersten Tagen des Polenfeldzugs während einer Motorradpatrouille in einem Wald am 29.6.41 von Partisanen erschossen worden.

Als viertes Kind der 2. Ehe wurde am 30.7.1920 Werner geboren, der wie die meisten meiner Brüder Bäcker gelernt hat. Zwei Kinder entstammen der Ehe. Über Werner berichte ich nicht gern, weil nicht nur Erfreuliches mitzuteilen wäre. Als seine Frau Hanna starb, schien für ihn das Leben seinen Sinn verloren zu haben. Er nahm sich selbst das Leben. Ich bin zur Bestattung nach München gefahren. Irgendwie sind die Umstände seines Todes geheimnisvoll.

Am 20.9.1929 heiratete meine Schwester Helene den Bäcker Paul Siegmund. Er stammt aus streng katholischer Familie, aus Thröm/Trebom im tschechischen Miltschiner Ländchen und war der Sohn eines Kleinbauern. Nach dem 1. Examen war ich 1926 für 4 Wochen in Thröm zu Besuch. Unvergeßlich bleibt der Nachtwächter, der sogen. "Pumper", der nachts die Stunden blies und rief. Das Leben der Bauern war schwer. Ich half mit, um es kennen zu lernen. Morgens gab es im tiefen Teller Milch mit Pellkartoffeln. Mittags wurde jeden Tag Schöpsbraten mit Klößen aus Gerstenmehl aufgetragen. Das verfrug man eigentlich nur, wenn man schwer körperlich gearbeitet hatte. Mir lag daran, auch das katholische Leben kennen zu lernen. U.a. habe ich eine zweitägige Wallfahrt nach dem Annaberg mitgemacht, einem katholischen Heiligtum mit Franziskanerkloster.

Nach der Heirat meiner Schwester gab mein Vater sein Geschäft an seinen Schwiegersohn ab, um sich - in Erfüllung eines alten Traums vieler Handwerksmeister - zur Ruhe zu setzen. Er hielt es nicht lange aus. Nach 4 Wochen stand er schon wieder in der Backstube.... Inzwischen hatten sich auch die wirtschaftlichen Verhältnisse durch die langsam einsetzende, dann immer schneller werdende Inflation so verschlechtert, daß mein Vater wieder eine Bäckerei übernahm, und zwar in Johannstadt, Stephaniensplatz 3 (gegenüber der Andreaskirche).

Am 22.3.1923 war nun auch meine Schwester Friedel an Tbc gestorben.

1922 hatte ich mein Abitur gemacht. Ich wollte zunächst an die führende lutherische theologische Fakultät in Halle, was aber erst ab 3. Semester möglich war. (Tholucksche Konvikt). Einer unserer Kunden, Dr. S. Wegleben, der gerade mit seinem Studium fertig war, hatte mir Tübingen empfohlen und mir dort eine Studentenwohnung versorgt. Am Vormittag meiner Abreise (22.4.22) brachte er eine Postkarte

mit der Mitteilung, daß irrtümlich das für mich bestimmte Zimmer an jemand anderes vergeben worden sei. Tübingen war von Theologiestudenten überlaufen, und es bestand die Gefahr, daß ich mich nach einer anderen Universitätsstadt umsehen müßte. Ich war ein sehr ängstlicher junger Mann. Auf der langen Bahnfahrt durch die Nacht durfte ich eine wichtige Glaubenserfahrung machen. Als ich im langen Gang des D-Zugs hin- und herlief, beschäftigte mich das damalige Lösungswort. Es könnte das Wort gewesen sein, das uns viel später OKR de Boor bei den Zusammenkünften der Evangelisationskonferenz der DDR einzuhämmern versuchte: 1. Tim. 2, 1 "Vor allen Dingen zuerst Gebet". Im Text ist aber Danksagung mit genannt. Kann man für etwas schon danken, das man noch gar nicht hat? Damals habe ich gewagt, Gott schon dafür zu danken, daß er helfen wird. Die Lösung war seltsam. Ich wurde zum studentischen Wohnungsamt geschickt. Dort erfuhr ich, das Zimmer sei leider irrtümlich einem Ernst Ehrlich aus Dresden vergeben worden. Nun, der war ich ja selber! Und ich konnte bei Herrn Buchbindermeister Kurz auf der Neckarhalde 25 einziehen mit dem wunderbaren Blick von meinem Zimmer aus über den Neckar weit hinüber nach der Schwäbischen Alb mit dem hohen Roßberg. Ich glaube, Gott wollte mir damit gleich für den Anfang meines Studiums eine wichtige Hilfe geben: Auf das Ernstnehmen des Wortes Gottes kommt es an.

Merkwürdigerweise kann ich mich nicht an meine Immatrikulation erinnern, weder in Tübingen noch in Leipzig. Wie sah das Studium aus? Es mußten Kollegs gewählt und belegt werden - und natürlich auch bezahlt. Die Hörsäle mußten gesucht und in ihnen für die jeweiligen Kollegs ein Platz belegt werden. In der Regel war man zu jedem Kolleg in einem anderen Raum. Man schrieb noch mit Federhalter und nahm Hartgummibehälter mit für die nötige Tinte. Rückschauend muß ich sagen, daß ich eigentlich einen Berater gebraucht hätte. Dann hätte ich die Reihenfolge der Studienfächer anders gewählt. Am schwersten war es bei Prof. A. Schlatter aus zwei Gründen. Einmal wegen seines Schweizer Dialekts. In den ersten Stunden über "Leben Jesu" verstand man statt Täufer "Teufel"! Zum anderen, weil man - hätte man sich nur an die Kollegnachschriften gehalten - nicht an das selbständige Studieren gekommen wäre. Den Unterschied habe ich erst Jahrzehnte später bemerkt, als ich nicht bloß seine "Erläuterungen zum Neuen Testament" las, sondern seinen Matthäuskommentar. Bezeichnend für mich war, wie erstaunt ein Student etwa des vierten Semesters war, als ihm gesagt wurde, daß wir keine Originale der

biblischen Bücher besitzen.

In Tübingen kam ich in die DCSV (Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung), dort ein großer Kreis von jungen christlichen Studenten, die sich nicht nur mühten, wirklich als Christen zu leben, sondern auch unter den Studenten missionarisch zu wirken. Mit den Freunden wurden Besuche, Ausflüge und Wanderungen gemacht. 1922 veranstalteten wir zu Pfingsten eine mehrere Tage dauernde Wanderfahrt durch das Donautal bis zum Bodensee. Ich hatte nach Hause geschrieben, ob ich sie mitmachen dürfe. Die Antwort war ein Ja. Extra Geld könne man mir jedoch nicht geben. Nun es hat trotzdem gereicht. Als wir zurückkamen, lag für mich ein Telegramm aus Dresden da: Mein Bruder Rudi war am 3.2.22 - ebenfalls an Tbc - gestorben. Nun konnte ich nicht mehr nach Hause fahren. Ob mir Gott das Erlebnis dieser ungetrübten Reise gönnen wollte?

In den Semesterferien nach dem SS 1922 war ich Werkstudent in der Brüdergemeine Königsfeld im Schwarzwald. Zunächst arbeiteten wir in der Landwirtschaft. Von dem Verwalter habe ich noch das Zeugnis, selbständig den Kuhstall versorgt und das Melken gelernt zu haben. Später kamen wir zu einem Schreinermeister in eine echte brüderische Familie. Hier mußten wir vor allem Bretter stapeln. Bei den Mahlzeiten saßen auch die Gehilfen mit am Tisch. Der Meister hielt morgens und abends die Andacht.

Eine Wanderung führte uns einmal zu dem damals noch unberührten Titisee über den Feldberg hinab ins Höllental. Unterwegs wurden wir spätabends und nach langem Zögern in einem der alten Schwarzwaldbauernhäuser aufgenommen und schliefen auf der langen Ofenbank.

I N F L A T I O N

Gegen Ende des SS 1923 wurde ich in den Vorstand der Tübinger DCSV gewählt. In den Semesterferien ging es nach München-Pasing zu Max Pause, einem Bruder meiner Mutter. Er ließ mich seinen Garten bearbeiten. Mit seinem Sohn Walter unternahm ich einmal eine Zweitages-tour, um die Zugspitze zu ersteigen. Wir kamen aber nur bis in das zur Übernachtung vorgesehene Bergheim, da ein Schneetreiben unseren Plan vereitelte. Zum Abschied bekam ich von Onkel Max 1 (einen) Dollarschein. Bei einem günstigen Kurs kaufte ich mir für das eingetauschte Geld zwei theologische Bücher u n d einen Khakianzug. Kein Wunder, daß damals Deutschland von Leuten aus kapitalkräftigeren Ländern geradezu ausgekauft wurde.

Ich mußte mein Studium abbrechen und arbeitete als Werkstudent, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können. Zuerst war ich bei der Bahn als "Reichsbahnhilfsamtsdiener" (Aktenbote). Dann war ich bei der Girozentrale, wo ich Kontenkarten mit der Rechenmaschine aufzurechnen hatte. Schließlich habe ich ein paar Monate in der Backstube meines Vaters mit gebacken. Sehr gern stand ich auch im Laden, um die Ware zu verkaufen. Inzwischen hatte man einen Weg gefunden, zu einer stabilen Währung zu kommen: Auf der Basis 1 Billion Papiermark = 1 Goldmark. Nach Tübingen bin ich dann nicht mehr zurückgekehrt.

Jetzt ging es nach Leipzig. An der Landesuniversität mußte man studiert und seine Prüfungen abgelegt haben, wollte man einmal in Sachsen Pfarrer sein. Als ich mich bei dem Professor für Kirchengeschichte H. Boehmer vorstellte, fragte er mich, von welchem Gymnasium ich komme und wurde sehr freundlich, als ich ihm das Wettiner nannte. Einmal sahen wir Studenten ihn mit einer alten Dame gehen, als ob er eine Fürstin führte und er stellte uns voller Stolz diese Dame vor: "Meine Mutter!" Gern machte er gelegentlich den Witz, daß er aus dem Zuchthaus komme. Sein Vater war der Waldheimer Zuchthausdirektor gewesen. Einmal sprach mich Prof. Boehmer an: "Ich habe Sie unter den Examinanden vermißt!" Ich: "Aber Herr Professor, ich bin doch erst 6. Semester." Er: "Sie hätten auch bestanden." Als ich ihm nach dem Examen von Danzig aus schrieb, ich hätte doch allerlei Lücken in Kirchengeschichte, er möge mir ein Thema zur Bearbeitung stellen, bekam ich zur Antwort eine engbeschriebene Karte. Inhalt: "Lernen Sie lieber den Galaterbrief auswendig. Da haben Sie was fürs Leben."

Von Leipzig bin ich trotz Studentenrückfahrkarte nicht jedes Wochenende nach Hause gefahren, nur etwa jeden Monat einmal. Sehr oft bin ich sonntags gewandert.

Ab und zu hatte ich nun auch schon zu predigen. (Bei meiner Examenspredigt blieb ich übrigens zweimal stecken.) Ein paarmal war ich in Groß-Dölzig, einem Ort von 4500 Einwohnern. An einem Trinitatisfesttag war außer mir und dem Kantor nur noch eine Frau da! Einmal mußte ich zu Ostern in Friedersdorf bei Ebersbach Gottesdienst halten. Anschließend war ich bei Pfarrers zu Tisch eingeladen. Danach wollte ich mich verabschieden. "Wo wollen Sie denn hin?" wurde ich gefragt. "Nach Hause". "Aber es sind doch zwei Feiertage!" Als ich entgegnete, daß ich doch darauf gar nicht vorbereitet sei, hieß es: "Sie setzen sich in mein Amtszimmer, machen eine neue Einleitung zu Ihrer Predigt und halten dann in Ebersbach die von Friedersdorf

noch einmal."

Kurz vor dem mündlichen Examen fuhr ich mit zwei Freunden vom CVJM für 10 Tage an die Ostsee, unterwegs statteten wir dem Kloster Chorin einen Besuch ab. Wer konnte ahnen, daß wir durch Christian später so manches Mal dorthin kommen würden. Bei Swinemünde gingen wir auf den Kaffeeberg (?) und später immer auf dem Sand des Strandes über Heringsdorf bis Bansin. Hier bekamen wir in einem methodistischen Erholungsheim Quartier. Am 1. Abend sahen wir auf der Ostsee Militärboote. Da mußte ich zum Fenster hinausschauen, merkte aber nicht, daß es geschlossen war: Blankgeputztes Kristallglas! Die Scheibe war hin, und ich hatte eine kleine blutende Wunde. Ich bot, die Scheibe auf meine Kosten wieder reparieren zu lassen. Als wir uns nach einigen Tagen verabschiedeten, stand die Scheibe auf der Rechnung - aber als bereits bezahlt. Die Gäste hatten für mich gesammelt. Den Urlaub so kurz vor der Prüfung bereuten wir nicht. Wir kamen erholt zurück.

Noch vor dem 2. Examen fragte der Altfreund der DCSV Lic. E. Stange an, was ich nach dem Examen tun werde. Ich hatte mich dem Dresdner CVJM als Sekretär für die Zeit bis zum 2. Examen zur Verfügung gestellt und wäre so in Dresden geblieben. Von einem Angebot, nach Palästina zu gehen, wollte mein Vater nichts wissen. Ob ich bereit sei, nach Danzig zu gehen? Ich wies auf meine nach Dresden gegebene Zusage hin. "Wenn Sie nun der Generalsekretär (v. Prosch) und Bischof Ihmels freigeben?" "Ich gehe dorthin, wohin mich Gott haben will." Nach 4 Wochen informierte mich Stange, daß ich von beiden freigestellt wurde. So bin ich Landesgauwart des Jungmännerbundes im Freistaat Danzig geworden.

Heute sehe ich meinen Anfang in Danzig (1926) und auch meine zweijährige Arbeit dort als verfehlt an, da mir jede Vorbereitung für die Aufgabe, in der Jugenarbeit zu wirken, gefehlt hatte. In Oliva war ich gewissermaßen "angestellt", hier wohnte ich auch. Wirtschaftlich stand ich mich schlechter, als wenn ich daheim geblieben wäre. Da hätte ich u.U. schon eine Gemeinde übernehmen können und monatlich 293,- M. bekommen. In Danzig gab es 200,- Gulden, die ungefähr 160,- M. entsprachen. Aber missen möchte ich die Zeit auch nicht. Ein Witz war, daß ich von meinem späteren Schwager Alfred Hüneke die Leitung eines Posaunenchores in Oliva übertragen bekam, ohne daß ich je zuvor einmal ein Blechblasinstrument hätte blasen gelernt. Das mußte ich schnellstens nachholen.

Kaum 10 Tage nach meinem Antritt wurde ich als einer, der sich mit den zwei Söhnen Werner und Gerhard von Pfarrer Lippky angefreundet hatte, anlässlich des Geburtstages der Frau Pfarrer eingeladen. Ich wurde als der neue Vikar vorgestellt, dann wurden mir die anderen Gäste vorgestellt, jeder als "rechte Hand" des Pfarrers, z.B. im Kirchenvorstand, in der Kanzlei, in der Frauenhilfe usw. Ich glaube, er hatte 26 "rechte Hände". Er war also ein Mann, der in vorbildlicher Weise schon damals Teamwork zu praktizieren verstand. Von mir damals nicht beachtet, war unter den Gästen auch ein gewisses Frln. Edit Neumann.

Die Danziger Zeit weitete mir vor allem politisch den Blick. Ich möchte jedem Deutschen raten, für ein paar Jahre ins Ausland zu gehen. Eins wird ihm fast überall auffallen: In anderen Ländern - in Polen, in Frankreich usw. ist man sich seines Volkstums ganz anders bewußt, als es beim Deutschen die Regel ist. Damals war es in Danzig so, wie es später die Juden in Palästina machten, ehe sie es 1948 als eignes Land bekamen: Sie suchten durch Unterwanderung immer mehr Einfluß zu gewinnen. In Danzig kam dazu, daß Deutscher sein und Evangelischer sein zusammen gehörten und Pole sein und katholisch sein ebenso. Natürlich war es auch sprachlich für mich waschechten Sachsen, der Sächsisch besser als Hochdeutsch sprach, gut, einmal in eine Gegend zu kommen, wo man sich mühen mußte, gutes Deutsch zu sprechen.

Meine Dienste führten mich durch den ganzen Freistaat. Das kleine Gebiet ist landschaftlich sehr reizvoll und abwechslungsreich. Der Pfarrer gehörte zur gesellschaftlichen Oberschicht und fuhr

natürlich 2.Klasse (es gab 3 Klassen). Der Vikar erhielt allerdings nur 3.Klasse erstattet.

Oliva war Bischofssitz mit einer wunderbaren Kathedrale, die eine weltberühmte Barockorgel hat. Die evangelische Gemeinde erhielt 1830 anlässlich des Jubiläums der Augsburgischen Confession die kleine Kirche überlassen. Später wurde dann eine große neu gebaut, deren hohen nadelspitzen Turm man von Danzig kommend schon weit her sah. Sehenswert in Danzig ist Heilig Leichnam in der Nähe des Hauptbahnhofs, eine Kirche, die als einzige unversehrt den Krieg überstanden hat. Sie hatte für die Sommerzeit an der Außenwand dem Friedhof zugewandt ihre "Sommerkanzel" für Gottesdienste im Freien. Und nun müßte ich beschreiben - die Kirchen: St. Marien mit dem berühmten "Jüngsten Gericht", St. Johann mit seiner schiefen Kirchward, seinen herrlichen Messingblakern, seinem geschnitzten Gestühl. Konsrat Schwand ließ mich in einem Platz nehmen, ohne sonst etwas zu sagen, bis ich plötzlich lachte. "Haben Sie es gesehen?" Ins Gestühl geschnitzt war eine Katze, die eine Maus fängt. Vielleicht zur Unterhaltung, wenn die Predigt einmal zu langweilig war. Da gab es auch einen Platz für den "Hundepeutscher", der Hunde aus der Kirche zu jagen hatte, die ihren Herren nachgelaufen waren. Da war auf der Rückseite einer Empore der Platz für die Gefangenen, die am Gottesdienst teilnehmen durften. Da wäre die Katharinenkirche mit ihrem Glockenspiel zu nennen und nicht zuletzt St. Barbara, wohin Neumanns eingepfarrt waren und wo wir später getraut wurden.....

Zwei Wanderfreizeiten konnte ich von Danzig aus mit der ev. männlichen Jugend machen. Die eine zum Fest des Ostdeutschen Jungmännerbundes in Stralsund, für uns Danziger verbunden mit einer Wanderfahrt durch Rügen. Die andere war eine gut vorbereitete Wanderfreizeit, die uns in das wundervolle Seengebiet von Pomerellen führte und übrigens von A. Hüneke und mir gemeinsam geleitet wurde....

Der von damals gebliebene Eindruck aus den besuchten Gemeinden war: Wo Deutsche bewußt als Christen leben, bewahren sie auch ihr Deutschtum. Das hat sich so durch die Jahrhunderte bestätigt bei deutschen Auswanderern etwa in Südrußland, Brasilien oder Canada. Vielleicht ist es einfach eine Folge des Lesens der Lutherbibel und des gemeinsamen heimischen Gottesdienstes. Sonst aber erlebt man, daß schon in der 2. Generation ausgewanderte Deutsche ihr Volkstum verleugnen. Bleibende Eindrücke nahmen wir mit von der uns überall zuteil gewordenen Gastfreundschaft. Ganz tief ging

der Eindruck, den der Gnesener Dom mit dem kostbaren Grab des Bischofs Adalbert von Gnesen auf alle machte. An einem der dortigen Friedhöfe bin ich auch zum Dichter geworden.

Deckt ein Grab in fernen Landen jetzt auch unser Liebstes zu,
drinnen unsre Helden fanden nach dem Kampf, den sie bestanden,
ihre letzte Ruh -

Feindesland und Heimaterden, Gottes sind sie allzugleich.

Auch ein fernes Grab läßt werden denen, die nicht heimwärts kehrten,
Gott zum Tor ins Himmelreich.

Diesen Trost, o Gott, laß laben unser wundes, wehes Herz:

daß Du uns in Christus geben willst nach irdischem ewges Leben.
Zieh uns alle himmelwärts!

Die mir damals gegebene vorläufige Einreiseerlaubnis hatte noch eine Folge. Als ich zu einer Tagung nach Putzig eingeladen wurde, zog der zuständige polnische Paßbeamte die Entscheidung so lange hinaus, daß er erst am Tage vor der Abreise das Nein sprach. Da aber A. Hüneke die Danziger Staatsangehörigkeit hatte, konnte er für mich den Dienst übernehmen.

B R A U T S T A N D U N D H O C H Z E I T

Im Rückblick darauf denke ich an die Zeilen, die Matthias Claudius am Silberhochzeitstage seiner Rebekka gewidmet hat:

Ich war wohl klug, als ich dich fand -

doch ich fand nicht!

Gott gab dich mir!

So segnet keine andre Hand.

Daß wir uns fanden, hat eine lange Vorgeschichte. Sie fängt an mit unser beider Konfirmandenzeit. Dort wurde von unseren Pfarrern mit uns über das Gebet gesprochen; daß wir vor allem immer um das Wichtigste beten sollen, auch einmal um den rechten Gatten....

Während des Studiums war mir klar, daß ein Freundschaftsverhältnis mit einem jungen Mädchen - auch schon im Blick auf eine spätere Ehe - viel Zeit kosten würde, die vom Studium abhält.

Als ich mit Werner Lippky in Tübingen zusammen wohnte, fragte er mich eines Tages, ob ein junger Mann eine Freundin haben könne. Ich habe ihm mit Nein geantwortet. Meine Begründung: Das betreffende Mädchen rechnet fest damit, von dem Freund geheiratet zu werden. Tut er das aber nicht, richtet er Schaden an. Werner L. gab

seine Freundschaft auf. Wir beide konnten nicht ahnen, daß seine Freundin einmal meine Frau werden würde, und ohne daß unsere beiderseitige Freundschaft darunter hat leiden müssen.

Edit Neumann hatte mich bei Pfr. Lippky gesehen, als ich dort zum Geburtstag der Pfarrfrau eingeladen war. Eines Tages wurde ich zu einer anderen Geburtstagsfeier eingeladen, auf der junge Männer fehlten, die für Spiele und Tanz benötigt wurden. Ich konnte erst abends zum Fest kommen, auf dem mir der Gedanke kam, Fräulein Neumann, die mich jetzt erst plötzlich interessierte, könne die rechte sein. Ich ging bedächtig zu Werke. 1. Schritt: Ist die Dame vielleicht schon mit jemand versprochen? Ich traf mich mit A. Hüneke, von dem ich wußte, daß er mit Edits Schwester verlobt war, um zu erkunden, ob meine Erwählte noch frei war. Er aber besprach sich mit ihrer Schwester, und diese hatte nichts Eiligeres zu tun, als Edit zu sagen: "Du wirst Pfarrfrau!" Damit hätte sie noch warten sollen! Ich wollte doch sicher gehen. 2. Schritt: Ich ging zu Edits Seelsorger, Pfr. Lippky. Der gab mir das beste Zeugnis über sie. Ich aber wartete immer noch. Dann fragte ich schriftlich bei ihr an, ob sie mich heiraten wolle, auch wenn wir viele Kinder bekämen. Sie wollte. Dann meldete ich mich bei ihren Eltern an und hielt um die Hand ihrer jüngsten Tochter an - den Vornamen wußte ich nämlich nicht. Zum Glück wußte der Vater, daß die älteste Tochter gemeint war. Dann aber ging es schnell, und ich erbat für den nächsten Sonntag, 27. XI. 1927, meinem 25. Geburtstag, die Verlobung.

Am Mittwoch zuvor kauften wir die Ringe. Ich meldete mich auch bei unserem Vorsitzenden. Er machte mich aufmerksam, daß man sich vorher kennen müsse, ehe man sich für das Leben verbindet. Es käme vor, daß einer den Körpergeruch des anderen nicht ertragen könne.

Ich glaube, es war in der Weihnachtszeit, als ich meine Braut mit nach Sachsen nahm, vor allem, um sie meinen Eltern vorzustellen. Die hatten geglaubt, ich werde ihnen eine Pfarrerstochter zuführen.

Z W I S C H E N S P I E L M E I S S E N S T. A F R A

Die Danziger Zeit war abgelaufen, ich kehrte nach Dresden zurück, um mich auf die 2. Anstellungsprüfung vorzubereiten. Um dazu Ruhe zu haben, arbeitete ich in den schönen Räumen des damals noch unzerstörten Japanischen Palais. Meine Examenspredigt hielt ich in der Sophienkirche, der ehem. Evangelischen Hofkirche. Bei der mündlichen Prüfung gab es eine ungewöhnliche Unterbrechung, weil wir Prüflinge das Luftschiff über Dresden sehen wollten. Das wur-

uns gestattet mit dem gegebenen Versprechen, diese freie Zeit nicht für unerlaubte gegenseitige Hilfen zu mißbrauchen. Ich wurde als zu ordinierender Vikar an St. Afra, der vielleicht ältesten Kirche von Sachsen, gegeben. Wohnung hatte man mir in Garsebach bei dem Mühlenbesitzer Karow besorgt. Ich hatte nun lo der nach St. Afra eingepfarrten Dörfer zu pastorieren. Mein Chef war Pf. Doerne, der auch die Feier ausrichtete, als ich durch ihn am 18. Nov. 1928 ordiniert wurde. Pf. Doerne war "exempt", d. h. keinem Superintendenten unterstellt.

1928 war ein schneereiches Jahr und im Januar 1929 setzte dann solche Kälte ein, wie wir sie nie wieder erlebt hatten: - 35 Grad. Die Elbe war wochenlang zugefroren. Ich bin wegen Kälte einmal für kurze Zeit ohnmächtig geworden.

Die Vikarszeit benutzte ich, um mich für das zukünftige Amt vorzubereiten: Führung der Kirchenbücher, Aufstellen eines Haushaltsplanes, Protokollführung von Sitzung, Archivpflege. Nur mit Kirchensteuern hatten wir noch nichts zu tun. - Nun aber galt es, an eine Gemeinde zu denken. Ich wurde auf Lenz-Wantewitz aufmerksam gemacht, bewarb mich und hielt in beiden Orten Gottesdienst. Ich wurde aber nicht gewählt, weil ich die höheren Forderungen stellte: Einen Dienstwagen. Die Gemeinde hat, ich glaube, 27 Dörfer, 7 Friedhöfe und zwei Kirchen. Bis dahin hatten die Bauern abwechselnd den Pfarrer mit einem Fuhrwerk abgeholt. Das sollte nun anders werden. Auf ein Motorrad wollte ich mich nicht einlassen. Mein Mitbewerber war mit einem Krad einverstanden und trat seinen Dienst an. Damals war Sosa seit über zwei Jahren ohne Pfarrer. Ich wurde angesprochen, am 7. 2. 1929 hielt ich dort einen Gottesdienst und wurde sofort gewählt.

Nun mußte meine Braut schnell nach Dresden kommen, um das Nötige vorzubereiten. Mit Hilfe meines Vaters konnten wir die Möbel kaufen, um das Pfarrhaus einzurichten. Ostersonntag hielt ich in Meißen meinen Abschiedsgottesdienst, tagsdrauf ging es mit den Sachen nach Dresden und dann flugs nach Danzig, um zu heiraten. Die Eheschließung wurde im rechtsstädtischen Rathaus vorgenommen. Am nächsten Tag war Trauung in der Barbarakirche. In der Wohnung der Schwiegereltern fand die Hochzeitsfeier statt. Sie sollte tanz- und alkoholfrei sein. Für Unterhaltung war reichlich gesorgt. Wein kann man aber auch aus Nichtweinflaschen ausschenken....

Tagsdrauf ging es ab zunächst nach Dresden mit Schwierigkeiten beim Zoll, da einige Hochzeitsgeschenke beim Umsteigen in den Zug nach Berlin vom polnischen Zoll beanstandet wurden, obwohl Vater

Neumann als Zollbeamter uns bestens beraten hatte. Eins von uns sollte zurückbleiben und weitere Zollformalitäten erledigen. Schließlich durften wir doch gemeinsam fahren. In Dresden mußten wir eine künstliche Pause einlegen, damit wir nicht zu früh in Sosa eintrafen. Dort wurde der Empfang des Pfarrers mit Rücksicht auf die in Bockau und Aue arbeitenden Gemeindemitglieder auf den Nachmittagszug festgelegt.

P F A R R E R E I N Z U G I N S O S A

Um würdig zu erscheinen, hatte ich in Dresden noch einen steifen Zylinderhut im besten Hutgeschäft gekauft. Damit hatten wir 16 Pakete zu tragen. Bei der Ankunft in Blauenthal war keine Zeit, den hohen Hut aufzusetzen. Ein Kirchenvorstandsmitglied holte uns per Mietwagen, der mit Myrtenkränzen und -herzen geschmückt war, ab. Dann ging es die 3 km bergan bis an die ersten Häuser des Ortes. Dort erwartete uns die Schuljugend, geführt vom Kantor. Diese zog nun vor dem Wagen her bis zum Freihof. Vom Kirchturm aus konnte von da der Festzug gesehen werden. Sofort begannen die Glocken zu läuten. Auf dem Pfarrplatz wurde Halt gemacht. Wir durften das Haus jedoch noch nicht betreten. Der Bürgermeister, Herr Baumgärtel, Methodist und Mitglied der SPD, begrüßte uns mit dem Losungswort des Tages. Nun durften wir das Pfarrhaus betreten, aber noch nicht in die Wohnung gehen. Der kleine Pfarrsaal war zu unserer Begrüßung vorgerichtet. Auf Tischen lagen viele Geschenke von Gemeindemitgliedern, besonders von Geschäftsleuten. Nun durften wir in das Obergeschoß, wo unsere Wohnung war. Wir hatten aber kaum abgelegt, als es klingelte. Nun reihte sich eine Begrüßung an die andere. Es dunkelte schon - wir hatten noch nichts gegessen - da hörten wir wieder deutlich Geräusch von unten. Wir sollten uns oben etwas gedulden. Es war der Posaunenchor, der nach draußen elektrisch Licht legte und uns dann ein Ständchen brachte.

Als endlich Ruhe eingetreten war, wartete noch eine Arbeit auf uns. Vater Neumann hatte die aus Danzig kommenden Dinge an Wäsche, Geschirr usw. in mehrere Kisten verpackt und mit Eisenband beschlagen. Ich mußte erst Handwerkszeug ausleihen, dann war es kurz vor Mitternacht, als wir die Kiste mit der Bettwäsche und den Handtüchern gefunden hatten.

Am nächsten Tag, dem Sonnabend, hatten wir auszupacken und einzuräumen. Mittags war eine Trauung, die ich nicht halten durfte, da ich noch nicht in mein Amt eingeführt war und die aber auch der

aushelfende Theologe, der nicht ordiniert war, nicht übernehmen durfte. Der Generalvikar aus Bockau wurde erwartet, hatte sich aber mächtig verspätet. Schon sagte man im Ort: Zwei Geistliche - und keiner darf die Trauung halten.

Wie erstaunt waren wir, als um die Zeit des Nachmittagskaffees auf dem Pfarrplatz vor unserem Haus Choräle und Reichslieder gesungen wurden. In Sosa war und ist es vielleicht noch üblich, daß bei Hochzeiten nach dem Mittag die ganze Festgesellschaft ein Stück durch den Ort zieht. Diese nun benutzte die Gelegenheit dazu, den neuen Pfarrer zu begrüßen und ihm ein Ständchen zu bringen, der sie nicht einmal hat trauen dürfen.

Am Abend waren wir rechtschaffen müde. Wir lagen in tiefem Schlaf, als es morgens gegen 6 Uhr klingelte. Vor dem Pfarrhaus standen der Superintendent Nicolai und Frau. Sie entschuldigten sich, es gäbe leider keine andere Möglichkeit, rechtzeitig zum Einführungsgottesdienst hierher zu kommen. Wir hatten noch nicht einmal geheizt!

Gegen 9 Uhr wurden wir mit Blasmusik von den örtlichen Vereinen und mit Fahnen abgeholt. Der vornehmste und älteste, die Bergknappschaft in Bergmännischer Paradeuniform. Sie brachten uns über den Pfarrplatz bis an den Eingang der Kirche, dann zogen sie auch selbst ein. - Die Kirche war überfüllt und kein freier Platz für die Frau des Pfarrers. Da gab ihr der Kirchvater Löffler seinen Stammplatz. Löffler war ein ehrwürdiger Waldarbeiter. Zeichen seiner Würde war ein schwarzer Turban, dessen Troddel nach vorn hing. In der einen Hand hielt er den Klingelbeutel. Löfflers Platz war neben dem Altar, wo er in einem Korbstuhl mit Lehne saß. Dort mußte sich die Pfarrfrau hinsetzen, mit dem Gesicht der Gemeinde zu.

Nach dem Gottesdienst versammelte sich das Einführungskuratorium im Pfarrsaal, wo die Förmlichkeiten der Verpflichtung mit Unterschrift vorgenommen wurden. Weil das junge Pfarrerpaaar der Gemeinde die Aufmerksamkeiten einer Hochzeit erspart hatten, hatte der Vorstand beschlossen, den jungen Pastor mit seiner Frau zu einem geselligen und nahrhaften Beisammensein im Freihof eingeladen.

Dann gab der Superintendent den Befehl, die jungen Pfarrleute nicht mehr zu stören, es lägen anstrengende Tage hinter ihnen.

Zum Gebrauch des Zylinders bin ich an keinem dieser wichtigen Tage gekommen.

S O S A (1929 - 1941)

Als wir nach Sosa kamen, kannte ich das hohe Erzgebirge noch nicht, weder Land noch Leute noch ihren Dialekt. Viel schwerer war es natürlich für einen aus dem Nordosten Deutschlands kommenden Menschen, sich dort einzuleben.

1929 war Sosa ein fast noch unberührter Ort in einem der schönsten Teile des Erzgebirges. Die Bahn führte etwa 3 km an dem Dorf vorbei, man konnte aber von Chemnitz mit der Linie über Aue nach Adorf i. V. bis Blauenthal sitzen bleiben. Ein Privatauto beförderte für einen Fahrpreis von 50 Pf. pro Person die Reisenden von Blauenthal nach Sosa. Weil wir sparen mußten, sind wir stets zu Fuß meist auf einem etwas kürzeren, dafür steileren Weg über den Zinnberg nach Sosa gekommen. Den Kinderwagen für unser 1. Kind haben Gert Neumann und ich zu Fuß von Schneeberg geholt.

Wegen der abgeschnittenen Lage erhielt sich in Sosa der obererzgebirgische Dialekt. Soweit man nicht als Unternehmer oder als Bauer und Waldarbeiter im Ort Verdienst hatte, ging man als Papierarbeiter nach einer auch ca. 3 km entfernten Papierfabrik "Günther und Richter". Die Frauen und ein Teil der Kinder verdienten als Heimarbeiter mit dazu. Das "Anke-Gustel" war eine Ausnahme. Sie war eine damals schon hochbegabte und hochbetagte Klöpplerin, bei der Mutti diese Kunst erlernte.

Die Einwohner waren zu großen Teilen bewußt christliche Leute. Anfang des Jh. hat es eine Erweckung gegeben, die dazu führte, daß die meisten Gastwirtschaften schließen mußten. Von den 2300 Einwohnern mögen sonntags an die 500 den Gottesdienst in der Kirche besucht haben oder sie trafen sich in der Baptistenkapelle, bei den Altlutheranern und in der Landeskirchlichen Gemeinschaft.

Im Unterschied zu Lenz-Wantewitz hatte Sosa keine eingepfarrten Orte. Es gab ein paar abgelegene "Waldhäuser", ein ehemaliges dem Bergbau dienendes Gebäude "Rote Grube" und die paar zu "Riesenberg" gehörende Häuser, für die ich eine besondere Bibelstunde einrichtete. Schwierig blieb allein das Verhältnis zur Baptisten-gemeinde, einer der größten, die es gab. Ihr Prediger war eine Zeitlang Bürgermeister gewesen und politisch tätig. Durch ihn war es dazu gekommen, daß man Vorgänger den Ort hatte verlassen müssen.

Das über 200 Jahre alte Pfarrhaus sieht von außen noch heute so aus wie zur Zeit, als wir einzogen. Mein Nachfolger ließ völlig umbauen, vor allem, um für die Wohnräume Südfront zu bekommen. Zum Haus gehört ein kleiner Garten. Zwei kleinere Vor-

gärten von Flieder, im Ortsdialekt "Huppau" genannt, bewachsen begrenzten den Eingang.

Als Pfarrer hatte man Dienstpersonal, junge erwachsene Mädchen aus dem Ort, die als Hausgehilfinnen arbeiteten. Wir nahmen aber auch sogen. "Haustöchter" auf, die zu uns kamen, um einen Haushalt selbständig führen zu lernen. Es waren nacheinander die beiden aus Danzig-Güttland kommenden Schwestern Ruth und Hanna Marienfeld, dann "Tante" Renate, die in Sosa den Lehrer Franek heiratete. Margot Zimmer aus Danzig gehörte auch zu den Haustöchtern. Neben diesen, die zu unsrer Familie gehörten, hatten wir immer noch ein etwa im Konfirmandenalter stehendes Mädchen, das sich um das Kleinste kümmerte.

In der Kirche gab es eine feste Platzordnung. Die Kanzel befand sich direkt über dem Altar. Rechts und links davon hatten die Konfirmanden-Jungen ihre Plätze, während die Mädchen auf den ersten Bankreihen im Schiff zu sitzen hatten. Auf der Empore fanden sich die Männer ein, im Schiff die Frauen, aber auch in bestimmter Ordnung. Besonders an Festtagen war die Kirche so gefüllt, daß die Männer aufstehen mußten, wenn der Pfarrer zur Kanzel wollte.

Kirchweih wurde zweijährig gehalten, wobei der 2. Tag, der Montag, der Hauptfesttag war. Sosa stand in Konkurrenz zu Albernau. Für den einen Ort galt: Michel ist mit aus der Kirchenschüssel, für den anderen: Michel ist nicht mit aus der Kirchenschüssel, d.h. der Michaelstag wird in dem einen Ort als Kirchweihtag gefeiert, wenn er drauf fällt, in dem anderen nicht (29. Sept.) Eine Regelung war nötig, weil man sich nachmittags zu besuchen pflegte.

Weihnachten war ein besonderes Ereignis in Sosa. Der Heilige Abend wurde nicht gefeiert, höchstens so, daß noch in manchen Familien man sich abends nicht zu Bett legte, sondern wie das Jesuskind auf Heu und Stroh lag, das man sich in die Stube holte. Früh 6 Uhr war Christmetten. Höhepunkt dabei waren schon der Einzug und Auszug des Pfarrers. Er wurde vom Kirchvater und dessen Sohn in die Kirche geleitet, die brennende zinnerne bergmännische Froschlampen trugen. Zweiter Höhepunkt dann der Gesang der "Weissagung Jesaja, des Propheten". Für jedes junge Mädchen, das die Weissagung singen durfte, war dies eine große Ehre. Dritter Höhepunkt waren die drei Lieder der Kurrende, von Mädchen in weißen Kleidern gesungene zweistimmige Lieder, die zu den drei Teilen des Weihnachtsevangeliums nach Lukas paßten.

Ein anderer kirchlicher Höhepunkt im Jahr war die Konfirmation an Palmsonntag. Mit der öffentlichen Prüfung im Gottesdienst am Sonn-

tag Judica wurde es ernst genommen. Am Palmsonntag versammelten sich die Konfirmanden im Pfarrsaal. Die Jungen und Mädchen hatten das Kirchenportal mit einer Fichtengirlande behängt. Die Jungen trugen ein Sträußchen im Knopfloch, die Mädchen Kränzchen im Haar...

Wir waren kaum ein Jahr in Sosa, als ich schwer krank wurde. Bei einer Taufe bekam ich Bluthusten. Der in Anspruch genommene Arzt sah die Sache als harmlos an. Auf unsere Bedenken hin wurde ich an die Lungenheilstätte Reiboldgrün bei Auerbach verwiesen, wo man Tbc feststellte. Das brachte eine große Sorge mit. Wir hatten zur Einrichtung unseres Pfarrhauses bei meinem Vater ein Darlehen aufgenommen. Wir sparten energisch, um schnell schuldenfrei zu sein. So waren wir auch in keiner Krankenkasse und mußten nun die Kurkosten selbst bezahlen. Nach vier Monaten machte mich der Chefarzt darauf aufmerksam, daß ich in Sosa die gleichen klimatischen Bedingungen fände wie in Reiboldgrün und mir die Ausgaben ersparen könnte. Als ich nach Sosa zurückkam, hatte die Gemeinde mir im Garten eine eigne kleine Liegelaube errichtet, damit ich auch im Winter die Liegekur fortsetzen konnte.

Durch meine Erkrankung hatte ich gelernt, daß man nicht auf Urlaub verzichten soll. Mit wachsender Kinderzahl wurde aber die Lösung der Urlaubsfrage schwierig. In der Regel konnten wir nicht gemeinsam verreisen. Nach Möglichkeit besuchte die Mutter mit dem oder den Kleinsten ihre Eltern in Danzig, später in Zoppot. Ich nahm bald auch schon ein oder zwei Kinder mit. Es ging mit Thomas nach Krummhennersdorf, von wo aus wir Rothschnberg besuchten. Bei dieser Gelegenheit erlebten wir die Landung eines Luftballons. Als ich Thomas auf den Ballonkorb setzte, hob der noch einmal von der Erde ab. Die Luftschiffer fütterten Thomas mit Schokolade. In Rothschnberg besuchten wir meinen Cousin, der als Schäfer auf der Weide uns unvergeßlich geblieben ist. Allein bin ich dann einmal bei Mutters Verwandten in Kiel gewesen und ich besuchte auch eine verwitwete Schwester meiner 2. Mutter in Hamburg, von der ich mehrere afrikanische Antilopengeweih und Fotos ihres Mannes aus Indiens mitbrachte.....

Über die Landeskirchliche Gemeinschaft war mir ein Ferienplatz im Allianzhaus in Bad Blankenburg zuteil geworden. Es war im Juni, in der Hauptblütezeit der Orchideen. Von jeder Wanderung brachte ich seltene Pflanzen mit und konnte sie mit ihren Namen in kleinen Einzelvasen den Gästen zeigen.

Natürlich war ich gelegentlich auch mit in Danzig, von wo aus ich Touren unternahm, um Ostpreußen kennenzulernen. In Eichmedien waren

wir zu Gast bei Gert Neumann. Dort fand Christels Trauung statt. Auf jeder Ostpreußenreise nahm ich zwei Kinder mit: Auf die große Wanderung über Palmnicken bis Nidden Hannelore und Thomas. Rossitch dürfte für sie das Erlebnis gewesen sein, weil wir dort litauische Segelflieger beobachten konnten. Mit Christian und Peter ging es nach Minge bei Memel zu Fischer Kuhrs. Ein Dorf zu beiden Seiten des Stroms mit nur etwa 180 Einwohnern, die alle von der Fischerei lebten. Wie einfach konnte man leben! In den Betten lag dürres Laub. Jeden Tag wurde Fisch gegessen, aber stets verschiedene Sorten. Man butterte noch täglich im Butterfaß, sonnabends wurde Brot gebacken, runde Zehnpfünder. Damit die untere Rinde nicht verbrannte, kam der Teig auf ein großes Blatt Weißkraut. Ich erinnere mich, daß es in der Zeit unseres Urlaubs nur einmal mittags Fleisch gab: Schinken, der im Schornstein gehängt hatte, aber leider auch etwas nach Fisch schmeckte. Das Schwein bekam natürlich Fisch als Futter. Man verdiente sich noch etwas durch Verkauf von Heu, das auf Birkenunterlagen in Stapeln bis zu 80 Zentnern gelagert wurde, dazu. Daß ich das Moosglöckchen, *Linnaea borealis*, die "nordische Linnäe" gefunden habe, machte mich glücklich. Wenige Zentimeter hoch hängen an zwei Ästchen je eine nur millimeterlange weiße Glockenblumen ähnelnde Blüten!

1944 hätte ich die Reiseerlaubnis bekommen, wenn ich bereit gewesen wäre, mit Panzergräben auszuheben. So kamen wir nur noch einmal nach Danzig, im Sommer 1944. Thomas indessen erholte sich bei Zeidlers in der Nähe von Dirschau. Als ich ihn von den Ferien abholte, weinte er herzzerbrechend und war doch schon ein großer Junge. Herr Zeidler tröstete ihn: "Du kommst doch nächstes Jahr wieder zu uns!" Aber es war eben doch das letzte Mal. Viele Jahre nach dem Kriegsende nahm uns Tom mit seinem Trabant mit, um die Orte unserer schönen Erinnerungen wieder aufzusuchen.....

BEKENNENDE KIRCHE

Sosa galt zu unsrer Zeit als der kinderreichste Ort ganz Deutschlands. Die Leute lebten äußerst anspruchslos: Die meisten Männer arbeiteten auswärts, die Familien verdienten mit Kunstperlenstickerei für Kleiderbesätze oder Taschen dazu. Später kam die Handschuhnäherei auf. Um 1933 waren vier Fünftel der berufstätigen Männer erwerbslos.

Schon vor 1933 war ich im Blick auf die NSDAP stutzig geworden, weil ich von brutalen Schlägereien gehört hatte. Durch Pf. Kießling erfuhr ich z.B., daß nach der Machtübernahme Kommunisten ins Eibenstocker Gefängnis kamen und dort geschlagen worden sind. Ich suchte den Kontakt zu Sup. Hahn in Dresden und schloß mich dem Pfarrernotbund an, einem Zusammenschluß von kritisch gewordenen Theologen.

Die entschlossene Abwehr der "Bekennenden Kirche" hatte dazu geführt, daß der Staat der Kirche gegenüber nachgeben mußte und nicht der DC-Bischof und sein DC-Landeskirchenamt das Sagen hatten, sondern der Landeskirchenausschuß, der aus als Christen bewährten Männern bestand und vorbildlich arbeitete. 1937 jedoch wurden diese Aufrechten mit einem politischen Anschlag und Waffengewalt durch das von der Polizei unterstützte DC-Landeskirchenamt aus dem Amtsgebäude gezwungen. Wir Pfarrer der Bekennenden Kirche weigerten uns, die DC-Leute als Dienstvorgetzte anzuerkennen und lehnten jeden Dienstverkehr mit ihnen ab. Unter dem 28.9.1937 wurde gegen mich das "Förmliche Dienststrafverfahren mit dem Ziel der Entfernung aus dem Kirchenamt" eingeleitet und die vorläufige Dienstenthebung verfügt. Außerdem wurden für die Dauer des Verfahrens 50 % des Diensteinkommens einbehalten.

Selbstverständlich reagierte ich darauf nicht, sondern führte mein Amt weiter und bereitete mich auf den nächsten Gottesdienst vor. Zu diesem erschien jedoch der Leitende Pfarrer der Deutschen Christen Bößneck aus Zschorlau. Um einen öffentlichen Streit zu vermeiden, bot ich ihm an, er möge die Eingangs- und Schlußliturgie halten und ich die Predigt. Er aber lehnte entschieden ab. Darauf verließ ich die Kirche. Die Gemeinde stand auf und verließ bis auf ganz wenige ebenfalls die Kirche. Wir versammelten uns vor dem Pfarrhaus und hielten dort den Gottesdienst. Bald bekam ich staatliches Redeverbot und die Gottesdienste durften auch nicht mehr auf dem Pfarrplatz abgehalten werden. Die Konfirmanden nahmen es auf sich, zum Konfirmandenunterricht den über 1 Stunde weiten Weg nach Bokkau zu gehen, nur, um nicht dem DC-Pfarrer zuhören zu müssen.

Die Gemeindemitglieder boykottierten die Geschäfte, deren Besitzer NSDAP-Leute waren und diese wiederum machten ihre Parteidienststelle darauf aufmerksam, daß wahrscheinlich nicht der Pfarrer den Ort verlassen müsse, sondern sie selbst. Das Ergebnis ihrer Bemühungen war, daß es zu einer schriftlichen Vereinbarung kam, die mir geistlich jede Freiheit ließ, so daß ich keinen Grund sah, sie nicht anzunehmen. Danach ging es nicht ohne meinen Protest im Sinne der Vereinbarung weiter.

1938 hatte ich die Möglichkeit, zum Studium der Geschichte der frz. Hugenotten für ein paar Wochen Quartier bei einem ev. Pfarrer in den Cevennen zu bekommen, aus denen der Mann kam, der mit 14 Jahren in den Widerstand der Evangelischen eingriff und in kürzester Zeit ihr gottbegnadeter Führer wurde: Antoine Court. Ich bekam aber das Visum nicht. Der Grund wurde mir mündlich mitgeteilt: Wegen drohenden Krieges mit Frankreich! Das machte hellhörig. Der Krieg kam. Ich bemühte mich, mit den eingezogenen Gemeindemitgliedern in Kontakt zu bleiben und schickte wöchentlich die gedruckte Sonntagspredigt ins Feld. Das Papier für die zuletzt 500 Stück betragende Auflage mußte ich selbst in einer Zeit, in der aber auch alles kontingentiert war, besorgen. Direktor Schneeweiß von der Neidhardtsthaler Papierfabrik half, wo er konnte.

Unsere Familie war weiter gewachsen: 1939 und 1940 wurden Bärbel und Edit geboren. Das Pfarrhaus wurde zu klein, der Weg zur Oberschule nach Eibenstock zu weit. Die Bemühungen der Kirchgemeinde von Annaberg-Buchholz, mich zu berufen, wurden vom DC-Landeskirchenamt vereitelt. Falkenstein sprach mich an, nachdem ich dort einmal gepredigt hatte. Ich lehnte ab, weil mir der Sprung aus einem Ort mit 2300 Einwohnern in eine Stadt mit über 20 000 zu groß erschien. Am 6.2.41 wurde ich vom Falkensteiner Patron dringend gebeten, mich für Falkenstein bereit zu erklären. Ich rief gegen 14 Uhr Pf. Kießling in Eibenstock an. Er riet zu. Ich übermittelte nun meine Zusage und sagte dann zu meiner Frau: "Wenn es Eibenstock wäre, wüßte ich, was ich zu tun habe." 18 Uhr läutete das Telefon. Ich solle gleich nach Eibenstock kommen, Pf. Kießling sei soeben gestorben. Sofort widerrief ich meine Zusage für Falkenstein, weil Eibenstock mein Platz sein sollte.

E I B E N S T O C K (1941 - 1948)

Die für unsere Familie und dienstlich auch für mich schwerste Zeit waren die Jahre in Eibenstock. Die USA hatten nun auch Deutschland den Krieg erklärt und mir war bewußt, daß nun für uns erst der Krieg begonnen hatte. Über ein halbes Jahr mußten wir darauf warten, daß das Pfarrhaus frei wurde. Der 2. Pfarrer war im Feld und ist später gefallen. Zu meiner Unterstützung kam dann noch ein unverheirateter Emeritus, Pfr. Schmeißer, galt es doch fünfmal so viele Gemeindeglieder zu betreuen. Während Sosa von seiner Struktur her auch dadurch eine Idealgemeinde war und ist, daß sie überschaubar ist und keine Filialdörfer hat, waren zu Eibenstock noch Blauenthal, Wildenthal, Wolfsgrün und später auch Neidhardtsthal eingepfarrt. Mein Amtsvorgänger hatte nicht nur die kirchlichen Angestellten zu selbständiger Arbeit erzogen, sondern auch den Kirchenvorstand. Außerdem schuf er sich im Blick auf die besonderen Zeiten eine Art Vertrauensbeirat: Fünf Männer (Oberforstmeister, Bankdirektor, Briefträger, Stadtoberinspektor...), die jeden Samstag für eine Stunde zu ihm kamen, um in vollem Vertrauen alle nicht nur die Gemeinde angehenden, sondern auch persönliche Fragen offen zu besprechen, zu beraten und durchzubeten. Eine große Hilfe auch für mich.

Der Garten war viel größer als in Sosa. Zur Zeit, wenn die ersten Birnen vom Baum fielen, suchte jeder als Erster im Garten zu sein, der uns im übrigen noch Unmengen Stachelbeeren lieferte, die mit einer zeitraubenden Methode (jede Beere mußte von Stiel und Blüte befreit und mehrfach durchgestochen werden) in Flaschen eingeschwefelt wurden. Ein großer Kirschbaum trug reiche Früchte, ansonsten blieben die Erträge kläglich. Wirtschaftlich ging es uns in den Kriegsjahren gut, trotz der Lebensmittelzuteilungen auf Karten auch dadurch, daß wir die uns zustehenden Fleischwaren nicht voll in Anspruch nahmen, um sie gegen Nötigeres einzutauschen. Die Schwester des Bäckerobermeisters Schmidt verdient, hier unbedingt erwähnt zu werden.

Eine große Freude für die Kinder und unsere zahlreichen Gäste war die sonntägliche Fahrt nach Wildenthal per Pferdeschlitten im Winter oder mit bequemer Kutsche im Sommer.

Anfangs merkten wir nicht viel vom Krieg, als aber die Luftangriffe das ganze Reich heimsuchten, bekamen wir für längere Zeit Gäste. Christel Bergmann kam mit beiden Kindern bis Kriegsende zu uns. Nach dem Angriff auf Leipzig kam die Tochter meiner ehem. Studentenwirtin, Frauch Lucht; und als es im Osten gefährlich wurde, die

einzigste Tochter von Familie Russau, aus Danzig. Nach der Zerstörung Dresdens holte ich meine Mutter. Nur bis Chemnitz durfte ich die Bahn benutzen. Von dort fuhr ich mit dem Rad weiter. Für die Rückreise mußte ich mir die Fahrerlaubnis bei der Gduleitung holen. Später kam für Monate noch mein Bruder Werner aus dem Feld zu uns. Kennzeichnend für die Lage Ende Februar 1945 war, daß in Dresden niemand mehr mit dem Führernamen grüßte. Eine Zeitlang war auch das Pfarrhaus Herberge für Durchreisende und Domizil für Jahre für zwei Flüchtlingsfamilien. Meine Schwester Lene kam mit ihrem Mann im Treck von Tschirne/Tonhain durch das Erzgebirge bis nach Böhmen, mußte aber nach dem 8. Mai (Kapitulation) wieder zurück. Kurze Zeit später mußten sie innerhalb von drei Stunden wieder alles verlassen. Es gibt Tagebuchnotizen von ihr über diese Zeit. - Eibenstock blieb im wesentlichen von Bombenangriffen verschont, nur einmal wurden verursacht durch provokatorische Schießereien einer Reservetruppe Brandbomben abgeworfen, die vier Scheunen abbrannten. Unvergeßlich für uns alle bleibt der in den letzten Kriegstagen durch die Stadt ziehende Konzentrationslagerzug. Die erkrankten oder völlig erschöpften Häftlinge wurden bis zum Ortsende von ihren Kumpels getragen und dann von der SS niedergeschossen.

Während der letzten Kriegsjahre half im Haus ein polnisches Mädchen, Anna Sabadascha, die wie die früheren Hausmädchen voll in die Familie integriert wurde. Ihr Vater arbeitete im Lager in Untereibenstock. Eine offenbar großbürgerliche Russin mit Tochter, die im Eibenstocker Lager arbeiteten, kamen samstags zum Nähen zu uns. Wir entsprachen damit ihren dringenden Bitten, sich etwas Essen verdienen zu können. Auch hier war der Kontakt eng. Nach der Kapitulation riß in beiden Fällen die Verbindung für immer ab.

Obwohl ich bei einer Sondermusterung kv (kriegsverwendungsfähig) geschrieben wurde, bekam ich schriftlich im Wehrpaß "arbeitsverwendungsfähig Heimat". Im April 1945 war ich noch in der Nähe von Görlitz in der Apitzmühle, die den Eltern des gefallenen 2. Pfarrers gehörte. Sie sahen voraus, was kommen wird und boten mir für unsere Stadt ein Lastauto Mehl an. Auf der Rückfahrt wurde ich von einer Militärpatrouille angehalten und nach meinem Freistellungsausweis gefragt. Sächsische Pfarrer brauchten im Gegensatz zu den schlesischen keinen. Nur durch mein freches Auftreten ließen sie sich einschüchtern, sonst wäre ich an die Front gekommen. Am 7. Mai wollten wir das Mehl holen. Es war "zufällig" kein Auto frei. Wir wären wohl nicht wieder zurückgekommen!

Nicht gerne erinnere ich an den "Zusammenbruch", durch Eibenstock zog eine Unmenge Militär, stellte ihre Fahrzeuge an den Straßenrand, schiß eine noch größere Zahl Waffen und Munition weg, um sich in Schönheide den Amerikanern ergeben zu können. Schon Wochen vor dem 8. Mai gab es eine besondere militärische Lage: Die Rote Armee stand bei Schwarzenberg und die Amis in Schönheide vergaßen, uns zu befreien. Im Ort konnte ich Gesinnungsstudien machen: Die Leute wußten nicht, sollten sie sich den Amerikanern freundlich zeigen und weiß flaggen oder den Sowjets mit rot? Auch nach dem 8. Mai rührte sich nichts. Nur ab und zu fuhr einmal ein amerikanischer Jeep oder ein sowjetisches Militärauto durch. Bisweilen ließen sich auch ehem. polnische Lagerarbeiter auf beschlagnahmten Privatautos bewundern. Wir wurden zwar vor Plünderung bewahrt, gerieten jedoch in große Hungersnot, weil verwaltungstechnisch wir nicht erfaßt worden waren. Die erzgebirgische Landwirtschaft war effektiv nicht in der Lage, die eigne Bevölkerung zu ernähren. Man holte sich Blätter einer Knöterichart von den Wiesen oder bekam Zuckerrübenblätter zugeteilt, um sich eine Suppe kochen zu können. Im Herbst hatten wir jeden zweiten Tag Pilze auf dem Tisch. Da sie in den Wäldern auch von vielen anderen Menschen gesucht wurden, war die Ausbeute meist nicht sehr gut und wir konnten auch nicht wählen, ob ein Pilz madig war oder nicht. Die madige Fleischzulage schwamm unbeachtet oben auf der Suppe und wurde mitverzehrt. Einmal schenkte uns der Nachbar ein Stück gekochtes Fleisch, das ca. 200 gr. schwer ein edles Gericht für uns alle ergab. Später bemerkten wir, daß Nachbars Schäferhund fehlte.... In den kalten Wintern wurde nur mit Holz geheizt, das wir uns selbst im Wald schlagen mußten. Wie gut ging es uns da im Gegensatz zu den Großstädtern. Immer wieder kamen deutsche Soldaten, die auf einem Feld bei Schönheide in amerik. Gefangenschaft lebten, um etwas von unserer kargen Kost abzubekommen.

Die Nachkriegsjahre mit ihren Miniportionen an Lebensmittelzu- teilungen waren für unsere Familie fast unerträglich. Im Auftrag unserer drei praktizierenden Ärzte wurde ich nach Dresden zur Landesregierung geschickt in der Hoffnung, daß unsere Stadt wegen 1200 Ödemerkrankter zum Notstandsgebiet erklärt würde. Ich erreichte gar nichts. Die Antwort war: "So ist es überall!"

Unvergeßlich bleibt eine Freundlichkeit der Wildenthaler, die mich einluden, meinen Urlaub bei ihnen zu verleben ohne Lebensmittel- marken, die nun der Familie zugute kamen. Meine Filialgemeinden be-

suchte ich mit meinem Fahrrad, das längst nicht mehr luftbereit, sondern mit Türschonern aus Hartgummi fahrbar gemacht worden war und sich durch lautes Geratter von weither ankündigte. Sehr oft mußte ich unterwegs aus Kräftemangel Pausen einlegen. Einmal überraschte mich ein Befreier, der mir die goldene Sprungdeckeluhr abnahm.

Vielleicht wäre es uns etwas besser ergangen, wenn wir Viehzeug gehalten hätten. Nach 45 hatten wir aber nicht einmal Futter dafür, die Kartoffelschalen verzehrte jeder selbst. Ein Kaninchen sollte die Lage verbessern, als es acht Junge im Nest hatte. Die starben leider alle an Trommelsucht. Schließlich wurde das Muttertier geschlachtet und eingekocht, um etwas Besonderes für Toms Konfirmation zu haben. Zufällig war die eiserne Reserve an diesem Tag nicht erforderlich. Als das Einweckglas dann doch eines Tages schweren Herzens geöffnet werden sollte, stank das edle Gericht so eklig, daß wir es wegwerfen mußten.

Mit letzter Kraft machte Mutti ein Stück Feld urbar, um zu einem zusätzlichen Stück Garten für Kartoffelanbau zu gelangen. Eine Ziege sollte auch bald Einzug halten, aber Umzugspläne ließen es nicht mehr dazu kommen.

Als Begleitperson für einen aus Düsseldorf evakuierten schwerkranken Mann, der zurück in seine Heimat durfte, erhielt ich vom Dresdner Polizeipräsidenten eine Sondergenehmigung, die Zonengrenze passieren zu dürfen. Bei Heiligenstadt mußte ich auf der sowjetisch besetzten Seite aussteigen, wurde in Begleitung sowj. Offiziere bis an die Grenze gefahren und dort amerikanischen Offizieren übergeben, die mich bis zum Zug nach Friedland brachten. Bei dieser Gelegenheit sollte ich im Auftrag unsrer Landeskirche Abendmahlswein besorgen, weshalb ich bis Baden weiterfuhr. Leider gab es keine Möglichkeit, den Wein über die Grenze zu bekommen. Als ich auf die Reise ging, hatte ich die Anfrage der Dresdner Stadtmission erhalten, ob ich bereit sei, als Leiter zu ihr zu kommen. In dieser Zeit in eine völlig ausgebombte Großstadt ohne Aussicht auf Wohnraum zu ziehen, kostete mich lange Überlegungen, bis mich der Losungstext an meinem Geburtstag zu der Gewißheit kommen ließ, daß mein Platz in der Inneren Mission sein soll. Inzwischen hatte Thomas, der wie Hannelore und Christian mit 10 Jahren auf die Eibenstocker Oberschule kam, die mit Kriegsende aufgelöst bzw. nach neuen Richtlinien umgebildet worden war, eine Lehre aufgenommen, und Hannelore besuchte in Leisnig eine von Kantor Flämig

geleitete Kirchenmusikschule. Christian ging in eine landwirtschaftliche Lehre und Peter stand kurz vor dem Wechsel auf die Oberschule, die er jetzt nur noch in Aue hätte besuchen können. Daß wir immerhin elf Monate nach meinem Dienstantritt in Dresden noch auf Wohnung warten mußten, hatten wir nicht gedacht.

D R E S D E N - S T A D T M I S S I O N

Ein wirkliches Stadtmissionszentrum hatte Dresden nach dem 13.2.45 nicht mehr, das Zinsendorfhaus war zerstört, die Verwaltungsräume wurden notdürftig in einem Wohnhaus auf dem Fetscherplatz eingerichtet. Meine Amtseinführung fand in der katholischen Herz-Jesu-Kirche statt.

Mein Dienst fing damit an, daß ich Diensturlaub nahm, um die Arbeit "vor Ort" kennenzulernen. Dazu besuchte ich die größten mir bekannten Stadtmissionen, die in Chemnitz, Leipzig, Halle und Berlin. Ich nahm mir letztere zum Vorbild und versuchte, neben der in Dresden treu geschehenen diakonischen Arbeit Mission aufzubauen. Dazu war aber ein Zentrum notwendig. Am liebsten hätte ich dafür die zerstörte, aber wiederaufbaufähige Ehrlichsche Gestiftskirche, auf dem Gelände steht heute das Konservatorium, gehabt. Das Landeskirchenamt wünschte aber keine Sammlung einer eignen Stadtmissionsgemeinde.

Eines Tages machte mich Pfr. Luthardt darauf aufmerksam, daß die Besatzungsmacht das Haus Schillerstraße 4 d freigegeben hatte. Im Wohnungsamt wurde mir geantwortet: "Wenn es so wäre, wüßten wir es als Erste!" Man holte aber Erkundigungen ein und entschied, daß wir uns "bis morgen" zu entscheiden hätten. Telegrafisch bestellte ich Mutti. Sie kam und wies auf die Tageslosung hin: ".....daß mein Volk wohnen wird in sicheren Wohnungen und in stolzer Ruhe."

Das schön gelegene, erst in den 30iger Jahren erbaute Haus mit vielen Räumen, mußte von Zentralheizung auf Ofenheizung umgestellt, viele Fenster, die mit Pappe statt Glas versehen worden waren, mußten erneuert werden und andere Reparaturen folgten. Beim Einzug brach der Sicherheitsschlüssel zur Haustür ab.... Nach einer halben Woche schon wurde Peters Konfirmation gefeiert.

Die Stadtmissionsarbeit betraf einmal die ihr gehörenden fünf Heime, eins davon in Radeburg, das als Behelfskurheim für tbc-krankte Männer diente. Später wurde im Austausch uns das kleine Gustav-Dietrich-Heim in Rochwitz anvertraut. Auf beiden Dresdner Bahnhöfen arbeitete sehr umsichtig die Bahnhofsmision unter Leitung

der Stadtmission. Schließlich kamen noch einige kirchliche Kindergärten in Radebeul hinzu. Mit den anderen Aufgaben hatte ich wenig zu tun, so daß ich mich nach Möglichkeiten zu eigentlicher Mission umsehen konnte. Eine fand ich in einem von 600 Menschen bewohnten Barackenlager in Seidnitz. Natürlich versuchten wir, den Leuten, die zum größten Teil aus Nachkriegsgründen aus ihren Wohnungen gewiesen worden waren, ihr Leben etwas zu erleichtern. Wir durften auch ein Stück einer Baracke mieten. Zuerst mußten die Besucher Sitzgelegenheiten mitbringen. Nach und nach konnten wir den Raum zu einer würdigen Kapelle umgestalten. Zu jedem Gottesdienst kam unser erst im Aufbau begriffener Posaunenchor. Eine halbe Stunde vor Beginn wurde im Freien geblasen. Da manche nicht einmal eine Uhr mehr besaßen, war es für sie das Zeichen zum Anfang des Gottesdienstes. Die Leute faßten Vertrauen zu uns, und es entstand eine geradezu blühende Gemeinde. Auch Konfirmation wurde gehalten. Unter den Konfirmanden war auch unser Frieder. Als das Lager aufgelöst wurde, gab es Tränen. Endlich kamen wir anlässlich eines Stadtmissionsjubiläums zu einem Arbeitszentrum, das auf dem Gelände der Inneren Mission in der Nähe des Platzes der Einheit errichtet werden durfte. "Gotteshütte" nannten wir die geräumige Baracke. Hier hielt Schwester Gustava Bibel- und Kinderstunden, wir sammelten die Blinden aus ganz Dresden, der Posaunenchor hatte nun einen Probenraum, der aus dem CVJM hervorgegangene Familienkreis bekam nun sein Heim, eine "Sonntagsstube" wurde eingerichtet und schließlich unter Muttis Leitung auch eine "Nähstube".

Im Hinterzimmer der Gaststätte "Kamerun" begann eine neue Arbeit: Der Neuaufbau einer Kirchengemeinde in Rochwitz, wo sich kaum noch jemand zur Kirche hielt. Als der Objektleiter gewechselt hatte und wir uns einen neuen Versammlungsraum suchen mußten, wurde ich an die Witwe eines Sanatoriumsbesitzers, Frau Moeller, gewiesen. Sie zeigte mir die mitten in ihrem Wald gelegene Rodelhütte. "Die können Sie haben". So kamen wir zur "Wichernhütte", die wir auch in eine Kapelle umbauten. Nach zwei Jahren gaben wir diese Arbeit an die Kirchengemeinde Bühlau zurück.

Durch meine gelegentliche nebenamtliche Evangelisationstätigkeit fand ich auch Aufgaben in Dresden. Jährlich einmal sammelten wir neben den mehreren hauptamtlichen Evangelisten Pfarrer, Prediger und andre zu evangelistischen Rüsttagen in Radebeul. Wir werteten sie dann nach dem von mir von der "Märkischen Bruderschaft" übernommenen Vorbild zu evangelistischen Einsätzen bis zu solchen

gleichzeitig in fast allen Gemeinden einer Ephorie aus. Das verband uns zugleich mit den verschiedenen missionarisch eingestellten Gruppen innerhalb unsrer Landeskirche. Um dieses Dienstes willen hätte ich gern die Leitung der Stadtmission abgegeben, um im 2. Pfarramt derselben dafür freier zu sein. Leider wurde entschieden, daß die Stadtmission 2 Pfarrstellen nicht wieder bekommen könne. Vor die Wahl gestellt, entweder die Leitung zu behalten oder meine missionarische Arbeit in einer Arbeitersiedlung fortzusetzen, bin ich dann doch schweren Herzens gegangen.

D R E S D E N - L Ö B T A U

Ich bekam die erste Pfarrstelle an der Hoffnungskirche in Löbtau angeboten, wo ich durch vorangegangene Evangelisationsarbeit nicht unbekannt war. Der Anfang war aber insofern schwer, als ich mir erst das Vertrauen der dortigen beiden Pfarrbrüder Kölling und Koch erwerben mußte, gegen deren Stimme ich berufen wurde. Ungünstig war auch, daß keiner der drei Pfarrer in der Gemeinde wohnte und auch keiner Telefon hatte. Hier wohnten sehr viele Eisenbahner bis in höchste Dienststellen hinauf. Das wirkte sich natürlich wegen des Sonntagsdienstes nachteilig auf den Gottesdienstbesuch aus. Auch hier versuchte ich, Mission zu treiben. Einmal durch zahlreiche Hausbesuche. In meinem Pfarrbezirk ging ich von Wohnung zu Wohnung. Daneben bemühte ich mich um besondere, dem kirchlichen Leben Fernstehende anlockende Veranstaltungen, wozu die Gemeinderäume beste Möglichkeiten boten. Gemeindeabende, Kirchenmusikveranstaltungen, Ehe- und Familienkreis und ein kirchl. Jugendklub (im Keller) wurden ins Leben gerufen. Endlich wurde im Gemeindehaus eine Wohnung, z.T. unter dem Dach für uns gebaut, so daß die stundenlangen Fahrten nach Loschwitz sich erübrigten. Frieder jedoch mußte in der Nachbarschaft als Untermieter wohnen, weil der Wohnraum nicht ausreichte. Elf Jahre intensiver Arbeit für die Kirche lagen hinter mir, als ich beschloß, mit Erreichen des 60. Lebensjahres noch einmal in eine kleinere Gemeinde überzuwechseln. Ich mußte meine Leistungen einschränken. Dann wurde ich jedoch vom Bischof dringend gebeten, als Unterstützung für den lebensgefährlich erkrankten Pfarramtsleiter von Marienberg, zugleich Superus der Ephorie, dorthin zu gehen. Nur nach schweren Bedenken und einem probeweisen Vertretungsdienst von vier Wochen, um dessen wirkliche Bedeutung nur ein Mann wußte, haben wir dann zugesagt. Den Zuzug nach Dresden behielten wir.

M A R I E N B E R G

Der Bischof hatte mir zugesagt, wenn ich nach Marienberg ginge, werde mich das LKA mit Vollendung des 65. Jahres in den Ruhestand entlassen, um besonders für Evangelisationen frei sein zu können. Außerdem dürfe ich Extrawünsche äußern, wovon ich zum ersten Mal Gebrauch machte. Ich erbat mir ein 2. Amtszimmer im Pfarramt, weil ich regelmäßig den Pfarramtsleiter vertreten mußte, und ich bat um einen Garten. Da die Stadt kurz vor der Reformation ganz planmäßig auf engstem Raum erbaut worden ist - heute noch in ihrem Kern wie damals! -, gab es in der von Mauern umgebenen Stadt keine Gärten.

Während ich in Dresden unter den älteren Pfarrern rangierte, war ich in der neuen Ephorie plötzlich der Älteste. Daran mußte ich mich erst gewöhnen.

Der Umzug wurde erst für den 16.12.1962 möglich. Beinahe wäre der Möbelwagen wegen hohen Neuschnees nicht bis Marienberg gekommen. Das Diakonat (Pfarrhaus für den 2. Pfarrer) liegt in einer Parallelstraße zu der, an der Superintendentur und Kirche liegen. Hier im Diakonat wohnt auch der Kirchenmusikdirektor. Ihm ging der Ruf voraus, es sei mit ihm nicht auszukommen. Vielleicht weil ich mit diesem Vorurteil hinkam, hatten wir in den ersten Tagen gleich einen Zusammenstoß, den Mutti in bester Weise beigelegt hatte, und es entstand in der Folge ein fast freundschaftliches Vertrauensverhältnis zwischen uns beiden.

Ich war offenbar nicht nur des lebensgefährlich erkrankten Superus' wegen dahin geschickt worden, sondern auch wegen seines derzeitigen Vikars. Er war ein fleißiger und frommer Mann, der leider zum Superus in einem Mißtrauensverhältnis stand. Unbegreiflicherweise rechnete er damit, daß das LKA ihn gegen dessen Willen in die 2. Pfarrstelle einsetzen werde. Meine Aufgabe war, ihn zum freiwilligen Weggang zu bewegen.

Marienberg ist Kreis- und Garnisonsstadt, was sich nachteilig auf das Gemeindeloben auswirkte. In den eingepfarrten Dörfern Gebirge und Gelöbtländ war das ganz anders, obwohl eigne Kapellen fehlten. Zum Gottesdienst wurde mit der sich auf der Schule befindlichen Glocke geläutet! Sehenswert in Marienberg ist der Bergmannsdom. Die Bewohner hielten früh zur Reformation. Da ihr Landesherr, Herzog Georg der Bärtige, streng katholisch war, war in M. evangelischer Gottesdienst nicht möglich. Erst 1539 ermöglichte das Heinrich, der Fromme.

O E L S N I T Z im Vogtland

Wir suchten für den näherrückenden Ruhestand eine Bleibe, die nach Möglichkeit nicht im Gebirge liegen sollte und so groß sein sollte, daß wir Gäste aufnehmen könnten.

Jemand verfolgte während einer Busfahrt das Gespräch einer älteren Frau, die ihr Haus verkaufen wollte. Wir erfuhren davon und fragten an. Die Antwort war positiv. Sachverständige prüften und rieten uns zu, obwohl repariert und angebaut werden mußte.

Aber woher das Geld nehmen? Wir hatten bisher keine Reichtümer zurücklegen können, d.h. wir hatten ansehnliche Versicherungsbeträge für die Kinder eingebüßt, weil die Höchstsumme von 10 000 M überschritten wurde. Der Hinweis, daß es ja Versicherungen für mehrere Kinder seien, wurde einfach nicht akzeptiert.

Das Haus kostete 5 500 M, wir hatten jedoch nur 4 500 M auf der hohen Kante. Schließlich wurden uns Schäden am Haus gezeigt, die wir beseitigen lassen mußten, so daß plötzlich uns ein Preis von 4 500 M genannt wurde, was uns als ein guter Wink erschien. Vom LKA erhielten wir einen unverzinslichen Kredit von 3000 M und 500 M wurden uns geschenkt. Wir zahlten monatlich 100 M zurück und waren schuldenfrei bereits, als wir einzogen, denn drei Jahre dauerte es ja noch bis zu meiner Emeritierung. Frau Graslaub, die bisherige Besitzerin, war einverstanden, daß eine Brigade des Verbands der Landeskirchlichen Gemeinschaften, die allerdings nur aus zwei Mann, die vorbildlich waren, bestand, mit manchen Arbeiten beginnen konnte. Schließlich veräußerte ich meine umfangreiche Briefmarkensammlung an einen Bäckermeister in Marienberg, so daß die Finanzierung gar kein Problem mehr war. Anfängliche Verwunderung der Kinder über unseren Erwerb eines so alten Bergmannshauses wich bald einer hellen Begeisterung, sobald sie uns besuchen konnten. Das Gästezimmer unterm Dach hatte Jugendherbergscharakter. Der nahe Bach begeisterte vor allem die Enkel und der über 500 m² große ertragreiche Garten bleibt ebenso unvergessen wie der einmalige Blick hoch zum Schloß. Der Abschied von Marienberg fiel dann nicht schwer. Leider kam es dort durch sachliche Gegensätze immer mehr zu einer Abkühlung unseres gegenseitigen Verhältnisses. Die Verbundenheit zur Kirchgemeinde ist aber eine herzliche geblieben.

Unser Häuschen mußten wir verkaufen, als es hieß freie Plätze im Ruheheim Dresden-Bühlau in Anspruch nehmen zu wollen. Wir zogen aus, und in der Nacht danach überflutete ein Hochwasser die Parterreräume.

DIE GESCHWISTER VON ERNST EHRLICH

1.) Herbert, geb. 15.3.1913. Besuch des Gymnasiums, starb am 17.6.28

2.) Gottfried Hermann, geb. 24.12.1914 in Dresden. 1932 Bäckergehilfenprüfung nach der Lehrzeit bei seinem Schwager Paul Siegmund. Bis 1934 im elterlichen Betrieb, Stephaniensplatz 3 tätig. 1935 Arbeitsdienst, 1935-37 Wehrdienst in Landshut. 1938 Bäckermeisterprüfung mit Konditorfachmeisterkurs erfolgreich abgelegt. Am 15.5.38 in Sosa Heirat. Bis zum Kriegsausbruch als Apothekenhelfer tätig. Dann nach Stettin eingezogen, wurde nach Frankreich und in die Sowjetunion verschlagen. 1943 zurück nach Bayern wegen Krankheit.

1949 Gründung eines Feinkostgeschäftes, das heute noch in Pasing betrieben wird. Seit 1973 eigenes Taxiunternehmen.

Auf der Fahrt in den Urlaub nach Jugoslawien streifte Gottfried am 27.7.1981 im Tauerntunnel einen entgegenkommenden Kleinbus und verstarb am Unfallort, während seine mitfahrende Ehefrau nach langer Bewußtlosigkeit und mit schwersten Verletzungen den Unfall überlebte.

Gottfrieds Ehefrau ist Therese E., geb. Obermaier, geb. 4.4.1921 in München, Tochter des Schreinermeisters Otto Obermaier. (Er wurde am 3.11.1880 in Oberleitenbach geboren und starb am 4.4.72 in München.) Dessen Ehefrau: Amalie O., geb. Zarglauer. (Sie wurde am 20.6.1882 in Wumansguik geboren und starb in München am 26.3.53) "Resi", wie Gottfrieds Frau gerufen wird, lernte in München die Damenschneiderlehre und zog 1938 nach Dresden, nachdem sie G. kennengelernt hatte. Gesellenprüfung 1938 in Dresden. Mit Kriegsausbruch ging Resi zurück nach M. und wurde dort 1943 nach Neufahrn/Wolfshausen evakuiert. 1945 wieder in M. 1949 war ihrer Initiative die Gründung des Feinkostgeschäftes zu verdanken. Inzwischen wurde das Sortiment auf Spirituosen erweitert.

Dieser Ehe entstammen zwei Söhne:

a.) Gottfried, geb. 16.6.1941 in M. 1955 lernte er bei Daimler-Benz in M. Am 4.5.1956 erlitt er auf dem Nachhauseweg einen schweren Fahrradunfall und mußte in lebensbedrohlicher Verfassung ein Vierteljahr das Krankenhaus hüten. 1956 -59 Besuch der Mittelschule. 1960 - 62 Feinmechan.- und Optikstudium am Oskar-von-Miller-Polytechnikum. Von 1963 - 65 Wirtschaft- und Betriebstechnik-Studium, Abschluß als Wirtschaftsingenieur.

Am 9.5.67 heiratet er Eva geb. Süßmaier, geb. 4.2.1946. Sie ist als

Kontoristin in einer Bank tätig. 1967 zieht die Familie von Gottfried jun. nach Oberschleißheim bei München, wo später ein Eigenheim erworben wurde. Gottfried ist jetzt Computerfachmann in der elektron. Datenverarbeitung.

Am 24.9.1967 wurde Sohn Thomas geboren, der das Gymnasium in Unterschleißheim besucht.

b.) Klaus, geb. 7.7.1943 in München. Besuch der Mittelschule. 2 Jahre Polizeiausbildung in Nürnberg. Inspektorenlaufbahn mit vorausgegangener Prüfung. 1969 Gründung eines eignen Taxiunternehmens in M. Seit 1981 betreibt Klaus eine große Tankstelle und ist weiterhin ein Geheimtip für ausgefallenste Reparaturen und Auffrisierungen von Rennsportwagen u.ä.

3.) Gerhard, geb. 3.2.1917 in Dresden, legte die Bäckergehilfenprüfung ab und meldete sich 1937 als Freiwilliger. Er fiel am 29.6.41 in Maradaja bei Luck (Ostfront). 1938 hatte er Johanna geb. Freund geheiratet. Am 3.1.1938 wurde ihr Sohn Günter in Dresden geboren, der Ende 1945 nach Stedten Kr. Eisloben gezogen war, nachdem seine Mutter den Pfarrer Gerhard John am 5.12.1942 geheiratet hatte. Günter besuchte die Oberschulen in Eisloben, Löbau und Querfurt. 1956 verschlug es ihn ins Bergbaufach, in welchem er 1962 graduierter Bergbauingenieur wurde. Jetzt ist er Betriebsleiter in Großroppershausen. Günter heiratete 1960 Marlies geb. Baum. Sie haben zwei Töchter a.) Jutta, geb. 28.2.1963, die jetzt Pharmazie studiert und b.) Christine, geb. 23.11.1972

4.) Werner, geb. 30.7.1919 in Dresden, Bäckerlehre, dann Wehrdienst. Soldat bis Kriegsende, zog 1947 nach München, wurde umgeschult als Feinmechaniker. Diesen Beruf übte er bis zu seinem Freitod am 17.9.75 aus. Werner hatte 1940 in Dresden Hanna, geb. Werner geheiratet, die am 2.6.1924 in Hainau/Schlesien geboren wurde. Sie war zunächst Verkäuferin in Dresden, wurde dann als Wehrmachtshelferin eingezogen. Ab 1964 nahm sie die Tätigkeit einer Fotolaborantin auf. Seit 1974 schwer erkrankt (Leberzirrhose), sie starb am 17.9.75 und wurde ins Grab ihres Sohnes Werner zusammen mit ihrem Ehemann gelegt.

Die Kinder dieser Ehe heißen: Erika, geb. 28.8.1946 in München. Sie ist Kontoristin und heiratete den Elektromeister Helmut Rausch, geb. 24.9.42. Sie wohnen in München, Allgäuerstr. 47. Die Tochter heißt Ursula, geb. 19.3.66, sie besucht z. Zt. die Realschule in M.

Sohn Werner von Werner u. Hanna E. ist am 26.6.49 in München geboren. Er erlernte den Beruf eines Feinmechanikers. Am 30.4.64 heiratete er Christine , geb. 29.6.1946 in München. Bis zu seinem etwas rätselhaften und auch nicht ganz aufgeklärten Tod am 6.12.1970 war er Maschineneinsteller in Ansbach, wo er auch mit seiner Familie wohnte.

Dieser Ehe entstammt der Sohn Alexander, der am 10.5.1970 geboren wurde und z.Zt. im SOS Kinderdorf Bruckberg/Oberbayern lebt. Die Mutter befindet sich in einer Heilbehandlung in einer Anstalt.

STAMMBAUM NEUMANN

"Aus "Chronik der Familie Hüneke"

Der Vater Paul Neumann wurde am 10.1.1879 in Reichenau Kr. Mohrungen/Ostpr. geboren. Er war der Sohn von Franz Neumann, geb. 5.4.1850, von Beruf Brenner und Brauer, und von Johanna Pommerenke, geb. am 29.1.1851. Als die Söhne Paul und Richard erst 9 und 8 Jahre alt waren, starb ihr Vater Franz N. Die Mutter heiratete wieder. Die weitere Kinderzeit verlebten die beiden Brüder in Klein Tarpn in einer Wirtschaft mit Kaufladen und Landwirtschaft beim Stiefvater Emil Jakobi. Nach Schulabschluss kam Paul in die kaufmännische Lehre nach Danzig. Von den Lebensbedingungen in damaliger Zeit hat er uns oft erzählt, z.B. daß er eine Schlafgelegenheit im Durchgang zur Wohnung des Chefs hatte, daß die Arbeitszeit täglich 12 Stunden betrug, daß sich das Personal im Feinkostladen nicht hinsetzen durfte, auch nicht, wenn gerade einmal kein Kunde im Laden war, daß der Lehrling jede Flasche Bier oder Essig oder jedes Stück Käse einzeln aus dem Keller holen mußte.

Nach Beendigung dieser Lehrzeit hat er, wie er selbst schreibt, "in namhaften Häusern der Kolonialwaren- und Delikatessbranche in Danzig, Elbing und Marienburg konditioniert." Ab Sept. 1902 war er dann "selbständig", d.h. er versuchte, an verschiedenen Stellen in Ost- und Westpreußen in kleineren Läden mit Schankwirtschaft Fuß zu fassen - anscheinend mit geringem Erfolg.

Am 27.9.1902 hatte er geheiratet. Seine Frau (siehe nächster Abschnitt) hat die verschiedenen Umzüge getreulich mitgemacht. In Illowo/Ostpr. wurde Edit geboren, in Minge Irma und Christel, Gert in Danzig-Heubude, von wo aus mein Schwiegervater als Reisender (Vertreter) tätig war. Schließlich konnte das Ehepaar in Dirschau die Bewirtschaftung der Freimaurerloge übernehmen. Dann folgte

eine ähnliche Stellung in Danzig. Im Gebäude der Danziger Freimaurerloge und in dem dazugehörigen großen Garten sind die vier Kinder herangewachsen. Der Betrieb war großzügig mit Stubenmädchen, Mamsell, Hausknecht und Koch. Trotzdem mußten die Kinder oft mithelfen.

Als 1914 der 1. Weltkrieg ausbrach, mußte mein Schwiegervater, der als Zwanzigjähriger aktiv gedient hatte, einrücken. Er machte den Krieg als Unteroffizier mit, war an der Schlacht von Tannenberg beteiligt, kam nach Rumänien, Serbien u. Mazedonien, wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und kehrte endlich nach Kriegsschluß nach Danzig zurück, ohne verwundet worden zu sein.

Hier war inzwischen aus der Loge ein Lazarett geworden. Mama hatte sich von der Bewirtschaftung zurückgezogen und in der Linienkommandantur in ihrem früheren Beruf als Buchhalterin Beschäftigung gefunden. Beide sahen ein, daß eine kaufmännische Tätigkeit für Papa doch nicht das Geeignete war. So trat mein Schwiegervater am 2.1.1919 bei der Abwicklungs-Intendantur als Kassenverwalter ein. Danach arbeitete er ab 25.2.1922 bei der Zollverwaltung der inzwischen selbständig gewordenen Freien Stadt Danzig zunächst als Angestellter, nach Ablegen verschiedener Prüfungen als Zollassistent, Zollsekretär und schließlich als Zolloberinspektor. Am 1.9.1937 wurde er als Regierungsinspektor zum Versorgungsamt Danzig versetzt, wo er bis zum Kriegsende arbeitete.

Im Oktober 1945 waren meine Schwiegereltern als Danziger Flüchtlinge zu uns nach Eilenburg gekommen, mit einem kleinen Koffer als einziges ihrer Habe..... Sie kamen von Kiel aus zu uns. Dort war zuerst "Mama" (Betonung auf der zweiten Silbe!) eingetroffen, die man in Zoppot aus ihrer schönen Wohnung zwangsweise evakuiert hatte, als die sowj. Truppen immer näher rückten. Mama hatte ihre gesamte Wohnungseinrichtung verlassen müssen und war mit einem Ostseebäderschiff abtransportiert worden. Das Parallelschiff "W. Gustloff" wurde mit über 2000 Passagieren durch feindlichen Beschuß versenkt. "Papa" (Betonung wieder auf der zweiten Silbe) durfte seinen Dienst im Versorgungsamt erst verlassen, als er den Befehl dazu erhielt. Und das geschah erst, als die sowj. Truppen bereits einmarschierten. Da hatte er das Glück, von einer deutschen Artillerieabteilung mitgenommen zu werden, die auf die Frische Nehrung flüchtete. In Pillau gelang es ihm, auf ein Marinefahrzeug zu kommen. Er hatte in dem Offizier, der die Einschiffung leitete, einen ehem. "Logenbruder" erkannt und ihn darauf leise angesprochen. Aus Angst, als "Freimaurer"

entlarvt zu werden, ließ der Offizier den Zivilisten mit aufs Schiff. Und so landete unser Papa wo? - In Kiel!

Beide machten sich nun auf den Weg nach Eilenburg zur Familie Hüneke, weil man sich dort eine zumutbare Wohnung versprach. Das Pfarrhaus in E. war nach teilweiser Zerstörung durch amerikanische Artillerie inzwischen soweit wieder hergerichtet worden, daß man wieder in ihm wohnen konnte. Die Schwiegereltern bezogen ein kleines Zimmer mit zuerst primitiver Möblierung. Bequemer und ansehnlicher wurde Papas Zimmer erst in Dortmund, wo er sich später niederließ, um seinen Pensionsanspruch nicht verfallen zu lassen.

Erwähnenswert, daß Papa in Eilenburg eine große Kaninchenzucht aufbaute. Er brachte es schließlich so weit, daß wir jeden Sonntag einen Stallhasen auf dem Tisch hatten. In elf Teile geteilt ergab es freilich für jeden kaum mehr als einen Happen, aber es hat uns durch die Hungerzeit mit durchgeholfen.

Später wirtschafteten die Eltern für sich in ihrem Zimmer, vor allem als meine Schwiegermutter anfing zu kränkeln und bettlägerig wurde.

Meine Mutter: Marie N. geb. Bährmann (1878 - 1962) wurde in Elbing am 20.5.1878 geboren als Tochter des Schlossers Friedrich Wilhelm B. und der Julie geb. Droese. Der Vater starb bereits 1903 im Alter von 50 Jahren an Magenkrebs. Die Mutter kam, da sie nun allein stand, in die Familie meiner Schwiegereltern, nachdem auch ihre andere Tochter geheiratet hatte und war das "Ochen".

Marie N. schrieb ihren Lebenslauf wie folgt: "Ich ging vom 6. bis zum 14. Lebensjahr in die Bezirks- oder Volksschule. Danach besuchte ich zwei Jahre die Handels- und Gewerbeschule. Dann trat ich am 1.4.1894 als Buchhalterin in die Mineralwasseranstalt Carl Rehefeld ein. Nach zwei Jahren wurde diese von Herrn Paul Liebeneiner übernommen. Zwei Jahre später wurde der Concurs eröffnet. April 1898 trat ich bei der Fa. Saußel, Lederfabrik, als Kassiererin ein, nur als Übergang, da ich nicht stellenlos bleiben wollte. Am 1. Juni 1898 berief man mich als Kontoristin in die Zigarrenfabrik Löser und Wolf. Da ich mich Weihnachten 1900 verlobte, verließ ich die Stellung, um bei Frau Forstrat Kuntze in Vogelsang bei Elbing die Wirtschaft zu lernen. Dort fand ich außer einem großen Haus und Haushalt: Landwirtschaft, Geflügel- und Viehzucht vor. Sogar Kühe melken habe ich gelernt. Beim Buttern im Faß mußte ich dabei sein und alles überwachen. Sehr viel Erdbeeren und Strauchobst wurde in der Zeit geerntet und in der Stadt an Händler abgesetzt. Gemästete Puten wur-

den viel verkauft, ebenso Spargel, Erd- und Johannisbeeren. Das Haus war schloßartig mit großer Terrasse, in weitem Abstand mit dichter Rosenhecke eingesäumt. Hinter dem Haus befand sich ein kleiner Privatwald, als Park mit Lauben- und Ruheplätzen angelegt.

Da Herr Forstrat kürzlich verstorben war, schnitt ich vor Sonnenaufgang täglich Rosen ab, um auf dem Friedhof, der in der Stadt lag, Herrn Forstrats Grab zu schmücken. Schnell wurde dann im Galoppschritt nach Hause gelaufen, um zu sehen, wie es dort aussah. Bei Frau Fortsrat war ich alles in allem, weil sie keine Kinder hatte. Mein Paul kam mich auch besuchen, und weil er sah, wie gut es mir gefiel, drängte er aufs Heiraten. Somit wurde ich am 27.9.1902 geheiratet.... Ich hatte im Forsthaus ein schönes eignes Zimmer mit alten Möbeln, die Fenster nach dem Walde. Es war die schönste Zeit meiner Mädchenjahre. Frau Forstrat brachte mich am 1. Sept. selbst mit ihrer Kutsche nach Hause.

Am 10.1.1969 konnte Paul N. seinen 90. Geburtstag feiern. Zwei Töchter, drei Enkel und drei Urenkel konnten daran teilnehmen. Der Jubilar hielt durch bis zum Abend. (Am 3.3.1962 war in Magdeburg seine Frau gestorben und Weihnachten 1966 zog er nach Dortmund.) Bis zuletzt hat er mit vielen ehemaligen Kollegen und mit der ganzen umfengreichen Verwandtschaft in regem Briefwechsel gestanden. Er schrieb seine Korrespondenz mit der Schreibmaschine. Noch an dem Tag, an dem er nachmittags in Hörde zusammenbrach, hatte er zwei Briefe geschrieben. Am 12.7.1969 starb er. In hohem Alter ließ er sich erfolgreich am Grauen Star operieren, während das andere Auge infolge Grünen Stars blind war.

Ein Ereignis aus seinem Leben soll hier noch besonders erwähnt werden: In der Zeit, als Neumanns in Minge waren, war Paul N. mit dem Ruderboot über das Haff gefahren. Auf der Rückfahrt fiel der einsame Ruderer ins Wasser. Er hatte den sicheren Tod vor Augen - doch der Lehrer des Ortes hörte seine Hilferufe und konnte ihn retten. Paul N. erzählte, er habe in seiner Todesangst in wenigen Minuten sein ganzes bisheriges Leben wie einen Film vor seinem inneren Auge vorüberziehen sehen.

EDIT EHRLICH, GEBORENE NEUMANN ERZÄHLT AUS IHREM LEBEN

Ich wurde am 29.7.1903 in Illowo Kr. Moidenburg/Memel geboren. Dort hatten die Eltern eine Bahnhofswirtschaft übernommen. Mama erzählte mir später, daß ich eine Frühgeburt war und längst nicht das normale Gewicht hatte. Trotz der großen Hitze wurde ich in Watte

gepackt und lange Zeit gestillt. Das half mir, ein ganz gesunder und normaler Mensch zu werden. Schön 1904 zogen die Eltern nach Minge, ca. 40 km von Memel entfernt, wo Irma und Christel geboren wurden. Hier hatte Papa eine Gastwirtschaft, "Krug" genannt. Später zogen wir nach Ostseepad Heubude. 1909 kam mein Bruder Gert zur Welt.

Papa war als "Reisender" viel unterwegs. Wir bewohnten in Heubude ein Holzhaus mit Veranda. Oft stand ich am Gartentor und beobachtete die Leute, die zum Strand unterwegs waren. Hier machte ich auch meine ersten botanischen Erfahrungen mit Samenkörnern und in die Erde gesteckten Zweigen, von denen ich glaubte, daß sie schon am nächsten Tag zu einer Laube gewachsen sein würden. Traurig war ich, als meine Puppenbadewanne mit eingepflanzten Gänseblümchen mir gestohlen worden war. Kurz nach Gerts Geburt zogen wir nach Dirschau, wo mein Vater die Bewirtschaftung der Freimaurerloge in der Friedrichstraße übernommen hatte. Als ich eingeschult wurde, interessierte mich alles, was mit Papier und Schreiben zusammenhing. Ich wollte Kontoristin werden wie Mama. Ich habe noch die Erinnerung an die Petroleumlampe, die wir benutzten und daß wir, als elektrisches Licht eingeführt wurde, damit sehr sparsam umgingen. Damals wurde die Beleuchtung nicht so früh angemacht, und wir erlebten gemütliche Dämmerstunden. Dabei trug uns Mama Gedichte aus ihrer Schulzeit vor. Bei großer Festlichkeit in der Loge gab es Eis. Die Köchin reichte die geleerten Steintöpfe für uns Kinder zum Ausputzen in die Stube. Jedes von uns hatte dabei seine besondere Lieblingsfarbe. Als wir 1967 eine Reise nach Danzig machten, habe ich den roten Backsteinbau der Loge wiedergefunden, also nach 60 Jahren! Sie steht neben der später gebauten Post in dem jetzt polnischen Tzew.

Ab 1912 übernahm Papa die Oekonomie der Loge "Einigkeit" in Danzig, Neugarten 8. Für uns Kinder war das ein großes Ereignis: Eine Großstadt und in der Nähe der Ostsee! Ich entsinne mich noch des Umzugs, an das Aufstellen der Betten im kleinen Saal, weil die Wohnung noch nicht ganz renoviert war. Es gab noch einen großen Saal mit Parkett, eine Bühne, ein richtiges Rokokozimmer, Billardzimmer und Kegelbahn. Obgleich wir Hausmädchen, Diener u. Koch hatten, mußten wir Kinder tüchtig mithelfen: Bei Damenkaffee bedienen, die Messingstangen an den Flügeltüren putzen, Gläser waschen, Garderobefrau machen usw. Wir mußten dort auch Wache halten. Dafür erhielten wir bestimmte Prozente von der Einnahme.

Gleich in den ersten Tagen der Mobilmachung August 1914 wurde

wurde Papa als Artillerist eingezogen. Wir Kinder waren beim Abschied mit am Bahnhof, und Tränen flossen. Als Unteroffizier hatte er Geschütze zu verladen. Als wir mit Mama wieder zu Hause waren, fehlte ihr noch der Versorgungsschein. Ich als Älteste wurde gleich losgeschickt und traf Papa noch an. Meine Sehnsucht nach ihm überwand ich dadurch, daß ich ihm wollene Strümpfe strickte und hin und wieder ein Feldpostpäckchen absandte. In dieser Zeit hat Mama das Steuer der Familie gelenkt und nicht schlecht. Papa meinte, für Mädchen nicht viel Geld anwenden zu müssen, weil sie sowieso heiraten. Mama war fortschrittlicher eingestellt. Sie entschied sich für eine bessere Schulbildung und gute Berufsausbildung ihrer Töchter. Sie kaufte sogar ein Klavier, und wir drei Mädels erhielten Unterricht von einer Lehrerin, die ins Haus kam. Sonntags mußten wir aber oft Mama und Ochen etwas vorspielen, manchmal vier- oder sogar sechshändig, worauf sie ganz stolz waren. In den Kriegsjahren sorgte Mama auch dafür, daß wir eine gute Erholung während der Ferien hatten. Wir lernten bei einer Bauernfamilie das ländliche Leben kennen und erholten uns dabei sehr. Später ging es während der Ferien nach Brösen/Ostsee. Täglich fuhren wir dorthin mit der Straßenbahn und bekamen Schwimmunterricht. Zum Baden gingen wir in eine Badeanstalt, nicht ins Freibad.

Ich ging gerne zur Schule. Nach dem Abschluß der neunklassigen Mittelschule durfte ich noch die Frauenschule von Herrn Geheimrat Dr. Tesdorf besuchen, die dem Lyzeum angeschlossen war. Inzwischen kam unser Vater aus dem Felde zurück. In der Frauenschule lernten wir außer anderen Fächern theoretisch und praktisch Haushalt, Gartenbau, Säuglingspflege und Arbeit im Kindergarten und wurden in Pädagogik und Psychologie ausgebildet. Unsere Lehrerin für Pädagogik empfahl mir eine Ausbildung als Kindergärtnerin. Nach Rücksprache mit meinen Eltern meldete sie mich für das Fröbelseminar in Kassel an, weil dort im Gegensatz zur Ausbildung in Danzig ein staatliches Examen abgelegt werden konnte.

Inzwischen war ich mit Irma 1919 konfirmiert worden. Das Konfirmandenjahr wurde richtunggebend für mein ganzes Leben, was meinen Glauben anbetrifft. Dazu kam noch manches Schöne: Freundschaft mit der Tochter des Pfarrers, Einladung zu den Familienfesten im Pfarrhaus, Mitarbeit in der Gemeinde als Kindergottesdiensthelferin und Leiterin der Mädchenjungschar. 1921 kam ich mit dem staatlichen Examen nach Hause und stand dann ca. 10 Jahre im Beruf. Zweimal war ich in Walderholungsstätten, zweimal in Fami-

lienstellung und danach drei Jahre als Leiterin eines kirchlichen Kindergartens tätig.

Meine erste Stelle erhielt ich vom Danziger Fürsorgeverband. Mir lag die Betreuung von 48 lungengefährdeten Knaben im Alter von 6 bis 14 Jahren in dem Kurort Pelonken bei Danzig ob. Hier bewohnten wir am Rande des Waldes mit den Kindern eine Baracke und hielten uns möglichst den ganzen Tag mit ihnen im Freien auf. Gymnastik, Liegekur, Waldspaziergänge, Unterhaltung und Spiel, sowie Ausgestalten von Festen waren meine Aufgaben. Dasselbe erlebte ich noch einmal mit Mädchen gleichen Alters in Krakau bei Heubude. Es war beidemal eine anstrengende, aber schöne Arbeit. In der Zeit zwischen diesen Diensten habe ich daheim geholfen.

Eines Tages besuchte mich Frau Marienfeld aus Güttdland bei Hohenstein/Danziger Niederung bei meinen Eltern, Plankengasse 5 und fragte mich, ob ich auf ihr Gut zu ihren vier Kindern als Lehrerin und Erzieherin kommen würde. Auf Antrag bekam ich die Genehmigung, die beiden ältesten Kinder Ruth und Hanna in den ersten zwei Schuljahren zu unterrichten. In dieser Mennonitenfamilie verlebte ich eine sehr schöne Zeit. Beide Töchter waren später Haus-töchter bei uns in Sosa und es bestand fortwährend ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihren Familien und uns, auch noch, als sie ihre Güter durch die Kriegsfolgen verlassen mußten. Danach hatte ich eine Familienstellung in Danzig Langgarten bei dem Schokoladenfabrikanten Russau. Ich mußte die vier Kinder betreuen, weil beide Elternteile beruflich sehr engagiert waren. 1944 fand die jüngste Tochter Ilse mit einigen Verwandten bei uns im Erzgebirge Zuflucht, als ihr Mann im Felde war und sie aus Danzig fliehen mußte. Schließlich erhielt ich das Angebot, in Danzig-Bürgerwiesen im neuerbauten Gemeindefhaus den Kirchlichen Kindergarten zu übernehmen und alles dafür Nötige in die Wege zu leiten. Ich machte Hausbesuche und warb für den neuen Kindergarten. Drei Jahre war ich als Leiterin dort tätig, was mir viel Freude machte. Elternabende mit pädagogischen Themen im Winter und Kindersommerfeste machten mir viel Spaß. 1927 kam aber ein gewisser Ernst Ehrlich aus Dresden und beehrte mich zur Frau. Am 27.11.1927 verlobten wir uns und am 3.4.1929 war in Danzig die Hochzeit.

B R I E F von A.Hüneke an Ernst Ehrlich

Lieber Ernst!

Du glaubst gar nicht, wie ich mich neulich gefreut habe, als Du mir von Deinen Herzensplänen sagtest!.....wie ich überhaupt so sehr dankbar dafür bin, daß gerade Du mein Nachfolger geworden bist..... Meine Mutter, der ich davon gesagt hatte, konnte, da Irma mit ihr zusammen wohnte, mit ihr darüber reden. Und nun kann ich Dir sagen, daß Edit zwar nichts davon zu ahnen scheint, daß sie aber durchaus Sympathie für Dich hegt. Irma, die ihre Schwester sehr gut kennt, meint sicher, daß Du auf Gegenliebe rechnen dürftest. Es ist vielleicht so, daß die Knospe des Interesses vorhanden ist, die durch ein erklärendes Wort zur Blüte der Liebe geweckt werden soll. Irma will mit meinem Einverständnis mit ihrer Schwester sprechen, so daß Du bei einem Versuche, Dich ihr zu nähern, auf Verständnis rechnen kannst. Aus eigener Erfahrung möchte ich Dir nun nur raten, nicht mehr lange zu zögern. Weder für Dich noch für sie kommt etwas dabei heraus. Ein rascher Entschluß mache allen Unsicherheiten ein Ende! Das ist das einzig Vernünftige. Und Gott gebe Euch beiden einen klaren Blick, daß Ihr sichere Tritte tut mit Euren Füßen!

Mit den herzlichsten brüderlichen Grüßen bin ich

Dein stets getreuer

A l f r e d

24.10.1927

DIE KINDER VON ERNST UND EDIT EHRlich

1.) Hannelore

Am 6.2.1930 in Sosa geboren. Die Oberschule in Eibenstock mußte sie 1945 wegen Auflösung der Anstalt verlassen. In dieser Zeit intensiver Orgelunterricht und vor Aufnahme des Studiums bereits selbständiger Organistendienst in Sosa und Eibenstock. Ausbildung in Leisnig (Kantor Flämig), Leipzig und Kirchenmusikschule Halle. 1949 - 50 Organistin in Herzberg/Elster. Seit 8.8.1950 verheiratet mit Eberhard Stolle.

Ihr Mann, E. Stolle, wurde am 23.5.1924 in Quedlinburg als Sohn des Lehrers Oskar Stolle und Marie-Luise geb. Nickel geboren. Die Stolle sind eine über mehrere Generationen reichende alte Lehrer- und Kantorenfamilie aus dem thüringer Raum um Osterfeld. Erwähnenswert, daß die Großmutter von E., Anna Stolle geb. Müller, eine Lehrerstochter aus dem Gebiet um Halle-Weißenfels, bevor sie den Witwer mit 7 Kindern Heinrich Stolle heiratete, als eine der ersten Frauen mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde. Sie bekam den Orden für ihren freiwilligen Einsatz als Krankenpflegerin im Krieg 1870/71 an der Front, wo sie alleine Schwerverwundete aus der Schußlinie getragen und ihnen unter Einsatz ihres Lebens das Leben gerettet hat.

Mütterlicherseits kommen die Vorfahren Eberhards aus dem Harz und aus Oberschlesien.

E. studierte, nachdem er schwerverwundet aus dem Krieg zurückkam (Verlust von vier Fingern der linken Hand und Tetanus), im Konservatorium in Quedlinburg Klavier und anschließend in Halle Kirchenmusik. Von 1949 bis 1960 war er Kantor an der St. Andreaskirche in Lutherstadt Eisleben. Seit 1961 ist er Kirchenmusikdirektor an der Stadtkirche in Stuttgart-Bad Cannstatt tätig.

Hannelore und Eberhard haben 4 Kinder:

a.) Martin - Andreas, geb. 9.6.1951 in Eisleben, studierte Theologie in Tübingen und Zürich, absolvierte das Vikariat in Eßlingen-Zollberg und ist jetzt Krankenhauspfarrer am Diakonissenkrankenhaus in Stuttgart. Er ist verheiratet mit der Röntgenassistentin Margret geb. Dolde, geb. 18.3.1957 aus Bad Cannstatt. Ihre Vorfahren kommen aus der Schwäbischen Alb. Beide haben einen Sohn, Tobias, geb. 12.12.1980

b.) Anna - Elisabeth, geb. 4.12.1953 in Eisleben. Sie erlernte nach dem Abitur den Beruf einer Krankenschwester und ist verheiratet

mit dem Krankenpfleger Franz Wendler aus Bad Gleichenberg/Osterr., geb. 4.3.1944. Die Wendlers sind eine alteingesessene Bauernfamilie in der Steiermark.

Dieser Ehe entstammen zwei Kinder: Elisabeth-Mirjam, geb. 2.5.79 und Franziska-Judith, geb. 15.6.81

c.) Johann-Christof, geb. 20.10.1960 in Wermelskirchen-Hünger. Nach dem Abitur reizten ihn zwei Berufe für die Zukunft: Schauspieler und Journalist. Er entschied sich für ein Studium von Politik und Geschichte in Tübingen. In einer Laiengruppe pflegt er sein darstellerisches Talent.

d.) Rainer - Matthias, geb. 19.6.1967 in Stuttgart-Bad Cannstatt. Er ist Schüler am Karlsgymnasium in Stuttgart.

2.) Thomas

Am 13.8.1931 in Sosa geboren, "lernte er Schiffahren und Pfeifenschnitzen noch vor dem Alphabet". 1945 mußte er in der 3. Klasse der Oberschule nach insgesamt 6 Schuljahren die Ausbildung abbrechen. Klavierunterricht bedeutete zwar eine Beschneidung der Freizeit, war aber in erster Linie eine Bereicherung und der Grundstock für später oft gepflegtes häusliches Musizieren.

Nach den unseligen Erfahrungen in der Jugendorganisation des 3. Reiches beeindruckte ihn der Unterricht in der Berufsschule in Aue bei Herrn Pieper sehr, da in ihm ein antifaschistischer und antimilitaristischer Wille lebensbestimmend geprägt wurde. Ein Jahr lang war Th. arbeitsloser Jugendlicher, dann Lehre als Elektromechaniker bei Hönecke und Ditter in Eibenstock. 1949 Gesellenprüfung. In Dresden bis 1952 im Beruf tätig, dann Delegation zum Studium an die Berg-Ingenieur-Schule in Senftenberg. 1955 Ingenieur. Anstellung als Elektroingenieur in Freienhufen, erneute Weiterbildung bei der D R , Bereich Eisenbahnsignal- und Fernmeldetechnik, 1957 Ingenieur für diesen Spezialbereich. 1960 Umzug nach Lübbenau und 7 Jahre lang Abteilungsleiter, zeigte in einer schwierigen Frage Charakter und Standhaftigkeit und mußte in die Abteilung für Projektierung umwechseln.

Pfingsten 1955 Verlobung mit Gertraude Thomas, die aus einer Gärt-

neriefamilie in Dresden-Laubegast stammt.Ihr Vater war Landtags-
abgeordneter der CDU.Am 30.8.1956 Heirat. Traudel,
die nach ihrem Abitur in Dresden den Gärtnerberuf erlernte,
wechelte,als die Kinder erwachsen waren,zur Sachbearbeiterin im
Kraftwerk Lübbenau über.

a.) Gunter,geb. am 11.10.1957 in Klettwitz,erlernte den Beruf eines
Zootechnikers/Mechanisators in der Milchproduktion mit Abitur,
studierte Theologie am Paulinum in Berlin,ist jetzt cand. theol.
Besessener Ornithologe.

b.)Volker,geb. 15.5.1961.Gelernter Koch.In gleicher Funktion auch
in seiner Militärzeit tätig.Arbeitet z.Zt. im Interhotel Cottbus.
Sein Hobby:Höhlenerkunden,sogen. Speläologe.

Thomas hat einen längeren Lebensbericht verfaßt,der u.a. die harte
Nachkriegszeit recht anschaulich miterleben läßt.

3.) Christian

Am 6.1.1934 in Sosa geboren,hatte als Kind semmelblonde Haare und
wurde deshalb "Schimmele" gerufen.Berufswunsch Diakon.Zunächst
landwirtschaftliche Lehre in Treuen/V. und Langenhessen,Berührung
mit der Geflügelzucht veranlaßte ihn,sich zusätzlich noch als Ge-
flügelzüchter ausbilden zu lassen.1953 baute er im Universitätsgut
Altenberga unter der Leitung von Prof.Dr.Hoffmann eine Herdbuch-
zucht für Enten und Gänse auf,wofür es schließlich bei Ausstellun-
gen Goldmedaillen gab.1955/56 Fachschule für Kleintierzucht in
Merbitz,wo er seine spätere Frau Waltraud geb.Linke kennenlernte.
Geflügelzuchtmeisterprüfung.Aufbau einer Enten-und Gänseherdbuch-
zucht im Staatl.Tierzuchtbetrieb Sandkrug mit Lehrbetrieb.Wiederum
Goldmedaillen.1957 Heirat.Schreibt die Broschüre"Gänsezucht und
-haltung",1966 Teilnahme am Weltgeflügelkongreß in Kiew.1968/69
Dokumentation über Aufbau einer industriellen Frischeierproduktion
1969-71 stellv.Aufbauleiter des neu zu errichtenden Betriebs.
1971-75 Fernstudium,Abschluß als Agraringenieur.Ingenieurarbeit
über Verdoppelung der Aufzuchtskapazität im eignen Betrieb Finow-
furt ohne Erweiterung der Stallfläche.Er darf bis 1981 das Projekt
selbst realisieren,seine Berechnung bestätigte sich.Hobbys:Exoten
und Pudolzucht.Viele staatl.Auszeichnungen,u.a. Verdienter Akti-
vist.Chr.engagierte sich politisch in den Reihen der CDUD,viele

Jahre Kreis- und Bezirkstagsabgeordneter, jetzt Gemeinderatsmitglied und Vorsitzender des Ortsausschusses der Nationalen Front. Verdienste bei der Förderung bildungsunfähiger Kinder.

Waltraud, Ingrid geb. Linke wurde am 29.4.1937 in Tangermünde geboren, stammt aus einer Landwirtschaftsfamilie mit der Tradition des Viehhandels. 1954 Geflügelzüchter, später auch als Heimleiter tätig. 1974 begann sie in Finowfurt als Veterinärhelfer zu arbeiten.

a.) Hartmut, Albert geb. 27.1.58 in Eberswalde, durch Meningitiserkrankung hirngeschädigt und schwerstbeschädigt, arbeitet stundenweise in einer geschützten Werkstatt.

b.) Gundhild, Christine geb. 9.9.1961 in Eberswalde. 1976-80 Erweiterte Oberschule, Abitur. 1980/81 Praktikum in Possow. Ab 1981 Studium an der Humboldtuniversität Berlin mit Ziel "Diplomagraringenieur".

c.) Matthias geb. 14.10.1969 in Eberswalde. 1975 eingeschult.

4.) Peter

Am 16.12.1934 in Sosa geboren, 1953 humanist. Abitur an der Kreuzschule Dresden. Bis 1957 Gesangstudium in Dresden, gleichzeitig Kunstgeschichte auf der Kunsthochschule. In den Semesterferien Probenbesuche in Bayreuth, München, Salzburg u. Verona. 1. Engagement Landesoper Sachsen im Chor, bereits im 1. Jahr spielte er die Titelrolle in "Arlecchino" von Busoni, 1959-61 Solist und Regieassistent, 1961 in Eisenach 1. eigenständige Operninszenierung, danach in Radebeul eigene Regie, anschl. 1. Regieassistent am Nationaltheater Weimar mit 4 eignen Inszenierungen, ab 1963 Opernregisseur am gleichen Haus, Stellv. des Operndirektor. 1966 Engagement an der Komischen Oper Berlin als Hausspielleiter bei W. Felsenstein, Götz Friedrich und J. Herz. Eigne Fernsehinszenierung "Geschichte vom Soldaten". Erste Ausstrahlung vom Südwestfunk, dann beim DDR-Fernsehen. 1978 und 1981 Assistenzregie in Cardiff/Wales.

Als Kind kurz vor Kriegsende an der Panzerfaust und 98er Gewehren ausgebildet, in den Nachkriegsjahren im Winter mangels Fahrzeuge Milchtransportbrigade Wildenthal-Eibenstock. Als Lohn gab es pro Tour 1 Pfund Brot und 1 Liter Milch (blau). Beim Entnazifizierungsverfahren im Eibenstocker Ratskeller verborgen gebliebener Zaungast.

verdiente sich mit einem Handwagen, eine Unmenge Geld vor der Währungsreform, als er den Koffertransport von Eibenstock unt. Bahnhof bis nach Oberwildenthal gegen Spenden übernahm. Posaunenchor, Laienspiel. Bei Faschingsexperiment mit einer Karbidflasche fast in die Luft geflogen.

3.11.1962 Heirat mit Birgitta geb. Kramer (geb. 1.9.41 in Weimar), Tochter von Erich Kramer (Schriftsetzer) und von Antonie geb. Riemann (3.6.09 - 16.10.75), einer Fachverkäuferin und Tochter des Klempnermeisters Robert Riemann (24.11.1875 - 19.10.1954) und Rosa geb. Bienenstock (1.5.1878 - 16.5.1944). Birgitta lernte nach Abschluß der Mittelschule den Beruf eines Schriftsetzers mit der Absicht, Gebrauchsgraphik zu studieren, was durch die plötzliche Heirat vereitelt wurde. In Berlin Qualifizierung zum Fertigungstechnologen im Druckgewerbe.

a.) Wieland, Johannes geb. 8.4.1963 in Weimar, 1981 Facharbeiter für Feinmechanik/Elektronik. Musikschulabschluß Gitarre 1975

b.) Beate Claudia geb. 21.5.1964 in Weimar, Facharbeiter für Gebrauchsgraphik 1982, Fachschule für angewandte Kunst Heiligendamm, Musikschulabschluß Konzertflöte 1976

5.) Frieder

Am 19.3.1936 in Sosa geboren, machte er, als er laufen gelernt hatte, einen Allein-Ausflug nach dem "Höllengrund". Peuschel, Werner fing ihn ein. Schulbesuch in Eibenstock und Dresden-Loschwitz, dann nach dreijähriger Lehre im VEB Otto-Buchwitz-Werk Elektromechaniker. Mit 19 Jahren startete er einen größeren Ausflug, von dem ihn niemand zurückholen konnte. Auf einer Sprachenschule in Vevey lernte er Französisch und Englisch und fungierte zugleich als Hausmeister, arbeitete danach in einem Zeichenbüro in Genf. Um Englisch gründlicher zu erlernen, kam er 1957 nach Birmingham, wurde techn. Zeichner im Kesselbau.

Im Jugendclub der St. Martine-in-the-Bullring-Stadtkirche lernte er Pam (Pamela Mary Poole) kennen und am 2.1.1960 wurde geheiratet. Eine kleine Zweizimmerwohnung mußte ausreichen, da die zwei kleinen Gehälter nicht mehr gestatteten. Studium auf der Abendschule mit großer Unterbrechung durch schweren Verkehrsunfall: Pam mit gebrochenem Becken und Schlüsselbein, Fred (wie Frieder sich in England rufen läßt) mit zerschmettertem rechten Bein. Nach monatelanger

gem Krankenhausaufenthalt verlangte Frie (wie er innerhalb des Elternhauses gerufen wurde) die Amputation des Beins unterhalb des Knies.

Mit Hilfe des ausgezahlten Versicherungsgeldes diese unverschuldeten Unfalls konnten Pam und Frie in Kinver sich ein schönes Häuschen erwerben.

In Kinver wurde ihr einziges Kind, Marcus Ernst, am 24.12.1964 geboren. Nur 21 Monate ist er alt geworden und starb an einem Gehirntumor.

Beruflich ging es gut vorwärts: 1971 Übersiedlung nach London. Als Chefingenieur arbeitet Frie im chemischen Anlagenbau, der sich mit der Wasserbehandlung befaßt. Viele Dienstreisen ließen ihn Europa gut kennenlernen, außerdem gab es Abstecher nach Asien und Afrika, zuletzt nach Amerika.

Das Haus in Rickmansworth wird von Frie selbst "in Schuß gehalten", im beheizbaren Kleingewächshaus zieht er sich selbst die Pflanzen für Garten und Haus. Basteleien auf elektr. und elektronischem Gebiet gehören zu dem ehrgeizigen "Angel-Sachsen" wie auch leidenschaftliches Fotografieren und Fitneßtraining (75 km pro Woche) per Sportrad.

(Über Pam siehe Kapitel Pamela Poole)

6.) Bärbel

Am 7.2.1939 in Sosa geboren. Nach vier Jungen war endlich wieder ein Mädchen da!

In ihrer Kindheit schloß sie sich sehr an die große Schwester Hannelore an und als Stollens in Eisleben wohnten, besuchte Bärbel zu gern ihre Schwester.

Von 1945 bis 1953 Grundschule in Eibenstock und Dresden-Loschwitz. Eigentlich wollte sie auf die Oberschule. Da ihr Berufswunsch Musik zum Ziel hatte, wurde ihr die Fachgrundschule für Musik in Dresden empfohlen. 1957 Musikabitur mit Abschluß in Klavier und Blockflöte, anschließend Kirchenmusikstudium in Dresden. Sie war einziges Mädchen im Studienjahr und konnte so mit Gelassenheit ihre Kommilitonen kennenlernen. Einer gefiel ihr besonders - er wurde später ihr Mann. Nach der B - Prüfung und einem Jahr Ausbildung als Katechetin in Radebeul war sie von 1961 - 62 Kantorin in Lichtenstein in Sachsen. In dieser Zeit verlobte sie sich mit Siegfried Raschke, der Kantor-Diakon in Meißen war. Siegfrieds Vater war Polizeiwacht-

meister und ist seit 1946 vermißt. Siegfrieds Mutter war als Stenotypistin tätig. Sie starb 1977. Siegfried R. wurde am 15.11.1935 in Chemnitz geboren, lernte nach dem Schulbesuch den Beruf des Mokettwebers in Karl-Marx-Stadt, ging zur Diakonenausbildung nach Moritzburg und anschließend an die Kirchenmusikschule in Dresden.

Heirat am 5.8.1962. Nach einer Fehlgeburt stellte man bei Bärbel eine Bauchfell- und Lungentuberkulose fest, so daß sie ab Oktober 1962 fast ein Jahr lang in eine Tbc - Heilstätte mußte. Schließlich stellte sich heraus, daß Bärbel eigne Kinder versagt bleiben werden. So entschlossen sich Siegfried und Bärbel, Kinder zu adoptieren.

a.) Andreas geb. am 30.11.1964. Nach Abschluß der Polytechn. Oberschule lernt er seit 1981 den Beruf eines Zerspanungsfacharbeiters. Er besuchte die Musikschule, wo er den Klavierabschluß machte.

b.) Annette , geb. 21.11.1966. Sie besuchte ab 1973 die POS in Dresden

c.) Anne-Corinna , geb. 15.6.1975. Sie wurde 1982 eingeschult.

Ab Juni 1969 wohnen Raschkes in Dresden-Blasewitz. Siegfried ist Kantor an der Heilig-Geist-Kirche.

Bärbel hat sich 1975 entschlossen, einen zweijährigen Qualifizierungslehrgang als Musikpädagogin zu absolvieren und arbeitet jetzt als Fachlehrerin für Blockflöte.

7.) Edit

Am 30.3.1940 in Sosa geboren. Edit schreibt: ".....während meiner Schulzeit fiel ich durch einen stark ausgeprägten Bewegungsdrang auf. Ich liebte es, bis zur völligen Erschöpfung zu toben, Rad zu fahren oder zu klettern. Selbstverständlich eckte ich damit bei vielen Erwachsenen an.....

Stets wiederkehrende Pflichten langweilten mich, aber plötzlich auftretende Anforderungen reizten mich und machten mir viel Freude. Das Lernen in der Schule fiel mir leicht, aber Hausaufgaben machte ich ungern und selten.

Weil ich keinen bestimmten Berufswunsch hatte, aber mit 14 Jahren noch viel spielte, sollte ich den Beruf meiner Mutter erlernen, Kindergärtnerin. Aus Gründen der momentanen Situation begann ich eine kirchliche Ausbildung als Kinderdiakonin. Die Zeit auf dem Seminar

war mit Abstand die schönste der Ausbildung, und ich lernte zum ersten Mal in meinem Leben gern und intensiv.

Als Kinderdiakonin arbeitete ich vor allem in Leipzig. Meine Arbeit war nie langweilig, befriedigte mich aber niemals vollständig, solange ich meinen Beruf ausübte.

In Leipzig besuchte ich von 1961 - 63 die Abendschule und legte die Mittlere Reife ab. In dieser Zeit lernte ich meinen späteren Mann, Rüdiger Wolf, einen Elektroingenieur, kennen.

Wir heirateten 1965. Zu dieser Zeit leitete ich einen recht großen Kindergarten in Bautzen. (Hochzeit am 30.4.1967)

Später lebten wir in Dresden, Radebeul-Naundorf und wieder in Dresden.

Wir haben drei Kinder:

a.) Cornelia , geb. 12.2.1968

b.) Christoffer , geb. 17.2.69

c.) Oliver , geb. 19.8.72

Mein Mann, Rüdiger Wolf, geb. 21.10.1940 in Jöhstadt, stammt aus einer Friseurfamilie. Auch seine Vorfahren waren über mehrere Generationen hin Friseure bzw. Bader. Auch Rüdigers Geschwister sind wieder Friseure geworden, ein Bruder allerdings danach Jugenddiakon. Rüdigers Vater mußte am 2. Weltkrieg teilnehmen und geriet in englische Gefangenschaft. Dessen Urgroßvater, Ernst Friedrich Wolf, hat sich von seiner Wehrpflicht für 200 Taler freigekauft. Das Dokument darüber befindet sich in unserem Besitz."

8.) Magdalene

Am 14.9.1944 wurde sie sozusagen als Schlußlicht der Ehrlichgeschwister geboren. Sie brachte in ihrem Babykörbchen 7 kleine Bonbontütchen für ihre Geschwister als "Einstand" mit.

Als kleines Kind war M. fast weißblond und hatte spärlich dünnes Haar. Ihre Lieblingsbeschäftigung war, die dünnen Härchen um die Finger zu wickeln und herauszuziehen. Um noch etwas zu retten, ließ man ihr bis zu drei Jahren den Kopf kahl scheren, was ihr den Spitznamen "Rußki" einbrachte. Zwar kräftigten sich die Haare, aber die Haardreherei hat sich bis heute noch durchgesetzt. Als Nesthäkchen hatte M. eine gewisse Ausnahmestellung: Sie kam als einzige von den

Geschwistern in Eibenstock zur Welt, wurde als einzige von ihnen in Dresden eingeschult, ihre Zuckertüte war nicht wie bei den anderen unten mit Papier ausgestopft - sie war, wie wir zu sagen pflegten, "ohne Beschiß" - und vieles andere mehr. Natürlich waren die Zeiten inzwischen besser geworden und damit auch die finanzielle Situation der Eltern.

1963 legte M. an der Kreuzschule das humanistische Abitur ab und 1965 an der Medizinischen Akademie in Dresden das Hebammenexamen. Ostern 1965 heirateten Helmut Giegengack und Magdalene.

Helmut wurde am 17.4.1940 geboren, stammt aus Pappenheim und studierte damals in Dresden Physik. Seit 1966 wohnen G. in Karl-Marx-Stadt, wo Helmut, der inzwischen zum Dr. rer.nat.promovierte, als wissenschaftlicher Oberassistent an der Techn.Universität und Magdalene als Medizinpädagogin an der Medizinischen Fachschule tätig sind.

a.) Astrid ,geb.15.7.1965 . Sie besucht z.Zt. die Erweiterte Oberschule, geht in Gesangsunterricht und ist darüber hinaus ein sportliches und zeichnerisches Talent.

b.) Ulrike , geb. 9.12.1967 . Sie ist ein As auf dem Gebiet der Mathematik und belegte auf der Musikschule das Fach Cello.

c.) Annekathrin ,geb.22.7.1970 .Sie besucht ebenfalls die Musikschule und spielt Violine.

d.) Uta, geb.18.3.1982

PAMELA EHRLICH geb.Poole berichtet:

Die Insel Guernsey, die ungefähr 50 km westlich von Cherbourg liegt, war meine Heimat für die ersten 18 Jahre meines Lebens. Am 20. Juli 1936 bin ich geboren, die Jüngste von drei Mädchen. Die Schwestern heißen Rose und Monica.

Unser bequemes Familienleben wurde 1940 durch die Drohung einer deutschen Invasion arg erschüttert. Meine zwei Schwestern, die schon zur Schule gingen, wurden per Schiff nach England evakuiert. Dort blieben sie für 5 Jahre. Meine Eltern versuchten vergeblich, meine Großeltern davon zu überzeugen, auch die Insel zu verlassen, und als wir gerade dabei waren, uns auf die Abreise vor-

zubereiten, wurde Guernsey durch deutsche Truppen angegriffen und besetzt.

Unser Leben änderte sich sehr dramatisch und unsere Lage gestaltete sich völlig anders als irgendwo in Europa. Für 5 Jahre waren wir von der Außenwelt praktisch abgeschnitten und nachdem die Alliierten Truppen in der Normandy gelandet waren, wurden sogar unsere Besatzer von ihrer Zentrale getrennt. Meine Eltern wußten nicht, wie es meinen Schwestern ging, ich litt unter einer schweren Augenerkrankung, die auf der Insel nicht behandelt werden konnte, und Luftangriffe und Unterernährung taten ihr Übriges, um uns das Leben zu vermiesen. Ich als Kind genoß aber auch die herrlichen und langen Sommer, außerdem verbrachte ich jede freie Stunde in einem nahe gelegenen Pferdestall. Ich kannte selbstverständlich jedes der 32 Rheinländer mit Namen. Es gab auch mit anständigen Landsern Freundschaft, die bis über den Krieg hinaus anhielt. Damals lernte ich zum ersten Mal etwas Deutsch, z.B. verlernte ich nie mehr das Wort "Raus!".

Unsere Situation besserte sich etwas, als das Schiff THE VEGA uns erreichte und Rot-Kreuz-Pakete an uns verteilte. Die Lebensmittelversorgung war katastrophal, mußte doch die kleine Insel als Selbstversorger die gesamte Bevölkerung, die Besatzungstruppen und tausende Sklavenarbeiter verpflegen. Kein Wunder, daß selbst der Seetang zwischen den Minen schon aufgezehrt war. Alles, was irgendwie gegessen werden konnte, wurde ein Opfer unseres Hungers, natürlich auch die 32 Rheinländerpferde.

Für uns endete der Krieg am 9. Mai 1945 und dann begann eine schwere Zeit. Wir drei Schwestern waren uns fremd. Monica z.B. war durch die Erfahrungen in Nordengland sehr gestört und ich konnte sie gar nicht verstehen, da sie einen mir unverständlichen Dialekt sprach.

Meine Mutter und ich, wir waren die ersten, die die Insel nach der Befreiung verlassen durften. Ich brauchte dringend wegen des grünen Stars ärztliche Behandlung. Ein berühmter Arzt in London gab wenigstens für das rechte Auge eine optimistische Prognose, die bis heute zutreffend ist.

Meine Ausbildung während des Krieges war recht sporadisch, zumal ich auch wegen Krankheit lange Zeit zu Hause bleiben mußte. Trotzdem erhielt ich Klavierunterricht und im Alter von 11 Jahren konnte ich gut spielen, mit 17 erhielt ich die ehrenvolle Einstufung im 8. Grad.

In Guernsey ging ich auf die Oberschule (Ecole intermediaire). Ich verließ 1954 die Insel, um Lehrer zu werden. Dazu besuchte ich das Bishop Otter College in Chichester, England.

Nach der Ausbildung verbrachte ich ein Jahr in unserer heutigen Nähe, lehrte an einer Mittelschule und wohnte bei einer Familie. 1957 zog ich nördlich von Birmingham, wo ich viele glückliche Jahre in einer Mädchenschule verlebte, die in einem dicht besiedelten städtischen Gebiet mit zahlreichen Einwanderern liegt. Dort ging ich auch zur Stadtkirche und in einen christlichen Jugendclub, wo ich Fred kennenlernte. Liebe auf den ersten Blick!

Nach unserer Hochzeit studierte Fred und ich lehrte weiter, bis wir nach Kinver zogen. Nach dem Tod unseres kleinen Marcus bedurfte es großen Zuredens unseres Orts Pfarrers und dessen Frau, die als Schulleiterin der Unteren Schule tätig war, daß ich wieder in den Schuldienst ging. Für mich war das eine Rettung. Die Arbeit gab mir den Sinn des Lebens wieder. Ich entwickelte eigene Lehrmethoden und arbeitete mehr und mehr an verschiedenen interessanten Ausbildungsprojekten, manche im staatlichen Rahmen, was für mich ehrenvoll war.

1971 zogen wir nach Rickmansworth und ich lebe nun das "schöne Leben". Das Haus wird versorgt und ich habe Zeit für andere Tätigkeiten. Musik ist meine Liebe und Befriedigung. Ich gehöre einem Musikverein an und bin Mitglied eines anspruchsvollen Chores. Die liberale Partei hat meine tatkräftige Unterstützung.

Meine Schwestern wohnen noch in Guernsey. Monica hat Albert (Bert) geheiratet. Sie haben zwei Kinder: Colette und Paul. Bert war in seiner Jugend Soldat und ist jetzt Sicherheitsoffizier. Guernsey hat eigene Steuergesetze und ist neuerdings ein Zentrum der Handelsbanken. So kommt es, daß Bert manchmal nicht nur Geld kontrolliert und bewacht, sondern auch für Gold- und Silberbarren und für Diamanten verantwortlich ist.

Rose hat Edward geheiratet, die Tochter heißt Nicola. Sie arbeiteten immer schon auf landwirtschaftlichem Gebiet, zuerst wurden Gemüse, frühe Narzissen und Schwertlilien gezogen, dann viele Jahre Tomaten in Gewächshäusern. Da aber das Heizöl inzwischen zu teuer wurde, beschränken sie sich nunmehr auf den Anbau von Freesien. Eddy, wie Edward gerufen wird, hat eine interessante Familiengeschichte, da er ein echter Urguernseyer ist, man nennt sie Bougaize. Alle Verwandten sprechen Patois (d.i. Guernsey-Französisch). Leider ist die Sprache im Aussterben begriffen. Man nimmt an, daß

Patois der letzte Rest des alten Romanischen Französisch ist, wie es bei Wilhelm, dem Eroberer, gesprochen wurde. Da die Kanalinseln ein Übrigbleibsel des Romanischen Reiches sind, behaupten wir - anmaßend -, daß England zu uns gehört. Bis heute ist die Queen nicht unsere Königin, sondern unsere "Duchesse". Obwohl die Kanalinseln natürlich zum Vereinigten Königreich gehören, haben sie eigene Regierungen und die meisten Gesetze werden in Französisch abgefaßt.

Meine Eltern sind beide in Guernsey geboren. Vati starb 1966 im Alter von 59 Jahren und Mutti starb 1980, 77 Jahre alt.

Mein Vater, Sydney John Morris Poole, war einer von 6 Kindern. Sein Vater, Frederick Poole, war auch in Guernsey geboren und betrieb Seehandel. Irgendwann gab es eine Verbindung in seiner Abstammung zu der südwestlich in England liegenden Stadt Poole.

Meines Vaters Mutter, Rosa Franklin-Norman, wurde in Südwestengland geboren, und man nimmt an, daß ihre Familie 1870 nach Guernsey zog. Meine Großmutter starb im Alter von 32 Jahren, als mein Vater 6 Jahre alt war. Mein Großvater war nicht imstande, die Verantwortung für die Familie zu übernehmen und verschwand langsam. Die Kinder wurden in ein Heim gesteckt und mein Vater verbrachte dort eine unglückliche Kindheit. Trotz seiner Begabung konnte er keine höhere Ausbildung erhalten, da er ein "Hilfswerkskind" war.

Von Beruf war mein Vater Rechnungsbuchhalter und auf vielen Gebieten ein Autodidakt. Er liebte Musik, konnte nach Gehör Klavier spielen und las sehr viel. Ich habe viel von ihm in Geschichte und Erdkunde begeistert übermittelt bekommen. Alle seine Kräfte widmete er seinen drei Töchtern und ermöglichte uns die beste Ausbildung, die er sich leisten konnte. Wir alle bekamen Musikunterricht, und Geschäftslehre erhielten zusätzlich meine Schwestern.

Meine Mutter, Ethel Mary Rose war auch eine von 6 Kindern und lernte Kochen und Haushälterin, als sie 14 Jahre alt war, um bald die Familie unterstützen zu können. Sie fand schließlich eine sehr gute Stelle bei einer adligen Familie, bis sie im Alter von 30 Jahren heiratete. Ihre Mutter, Margaret Bruce/Wheeler ist in Winchester 1871 geboren und kam als 16jähriges Dienstmädchen nach Guernsey. Sie behielt ihren Mutternamen "Bruce", da aus schottischer Abstammung, bei. Ich kann mich noch gut an sie erinnern und auch Fred hat sie kennengelernt. Sie war eine würdevolle alte Dame mit langem silbernen Haar, das so lang war, daß sie sogar darauf sitzen konnte. Sie wurde 96 Jahre alt.

Eine besondere Persönlichkeit war meiner Mutter Vater, Cornelius William Rose, ein Kavallerist, der die südafrikanischen Burenkriege und die Campagne im Sudan überlebte. Ich habe ihn im Gedächtnis als großen ehrfurchtsgebietenden und weißhaarigen Mann, der nur für die Königin und ihr Land lebte, die Personifizierung von Pflicht und Mut.

Meine Mutter hat seinen Charakter und Überlebensinstinkt geerbt. Sie kämpfte gegen alle Widerwärtigkeiten des Lebens, sogar gegen Krebs, mit erstaunlichem Mut. Manchmal hatte sie eine scharfe Zunge, aber in Wirklichkeit war sie freigiebig, voller Stolz und Humor.

Großvater war einer von 22 Kindern, die alle erwachsen wurden, dann aber wie fliegende Samen sich in der ganzen Welt zerstreuten, hauptsächlich in die USA und in Australien. Eine der Schwestern starb in Neuseeland in einem Waldbrand und eine andere heiratete einen griechischen Grafen.

Großvaters Familie war nicht arm trotz der vielen Kinder. Man sagt, das Familienoberhaupt habe allen Profit vertrunken. Als wichtigstes Transportunternehmen auf der Insel hatte er viele Pferde und Wagen. Urgroßvater Henry Rose besaß Papierfabriken in Südengland. Er scheint noch andere Fabriken in England gehabt zu haben. Er weigerte sich einmal, eine ungerecht berechnete Steuer zu bezahlen. So verließ er das Land, um nach Australien auszuwandern. Dabei verlor er all sein Eigentum, das noch heute als Pfand beim Steueramt liegt.

Meine Urgroßmutter, die 22 Kinder zur Welt brachte, hieß Prudence Roberts. Sie war eine bekannte Erscheinung auf der Insel und stammte aus einem Patois-Geschlecht. Sie war eine dunkle hübsche Frau mit wilden Haaren und schwarzen Zigeuneraugen. Ich vermag mir gut vorzustellen, wie sie auf einem rassigen Pferd zum Markt geritten ist mit einem Kind auf dem Rücken und zwei großen Strohtraggörben an beiden Seiten. Ja es gab sogar das Gerücht, sie habe das "üble Auge" auf Vieh und vielleicht sogar auf Menschen werfen können.

Das Rose-Stammhaus steht noch in einem kleinen bewalderten Tal, hinter einer steilen Südküste: Ein hübsches, solides mit rosa und blauem Guernseygranit gebautes Haus, das normannische Bauart (Bogen über der Pforte) verrät.

Vor ca. 2000 Jahren segelten Römer von Gaul zu uns herüber und fanden eine stille Insel. Sie nannten sie SARNIA. Unsere romantischen normannischen Vorfahren fügten noch einiges an Reiz hinzu, jetzt ist Guernsey recht bekannt, nicht nur für uns als SARNIA CHERIE.

Inhaltsverzeichnis

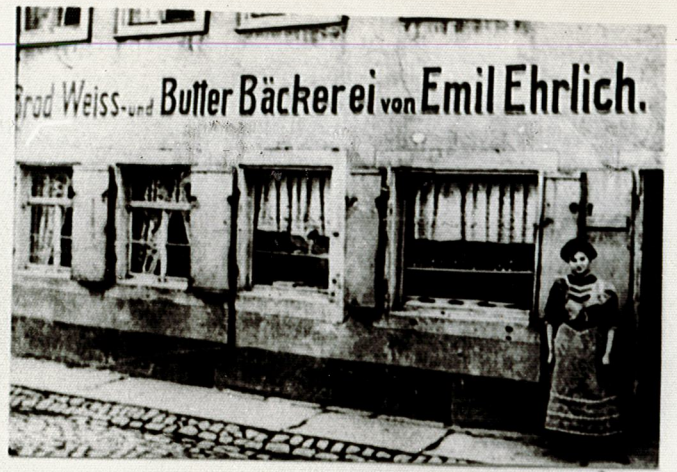
Stammbaum Ehrlich	Seite 1,
Stammbaum Brunn	" 2
Familie Ehrlich, Gerbergasse	" 4
Familie Ehrlich, Permoserstraße	" 6
Inflation	" 11
Danzig	" 14
Brautstand und Hochzeit	" 16
Meißen St. Afra	" 17
Pfarrereinzug in Sosa	" 19
Sosa 1929-1941	" 20
Bekennende Kirche	" 24
Eibenstock	" 26
Dresden-Stadtmission	" 30
Dresden-Löbtau	" 32
Marienberg	" 33
Ölsnitz i.V.	" 34
Geschwister von Ernst Ehrlich	" 35
Stammbaum Neumann	" 37
Edit Ehrlich erzählt aus ihrem Leben	" 40
Brief A. Hüneke an E. Ehrlich	" 44
Hannelore Ehrlich	" 45
Thomas Ehrlich	" 46
Christian Ehrlich	" 47
Peter Ehrlich	" 48
Frieder Ehrlich	" 49
Bärbel Ehrlich	" 50
Edit Ehrlich	" 51
Magdalene Ehrlich	" 52
Pamela Ehrlich berichtet	" 53

Zu den Abbildungen

- Nr.1 Geburtshaus von Emil Ernst Ehrlich in Röthschönberg
- Nr.2 Bäckerei Ehrlich in Dresden, Gerbergasse 19, nahe
Postplatz
- Nr.3 Frida Ehrlich geb. Brunn (Mutter von Ernst Ehrlich)
- Nr.4 Von links nach rechts: Emil Ehrlich, vor ihm Rudi, Georg,
Lene, Friedel und Frida Ehrlich
- Nr.5 Konfirmation von Gottfried Ehrlich (1928). Letzte Reihe:
Gottfried, Paul Siegmund. Mittlere Reihe: Hanna Blasche,
Lene, Emil E. (wegen besonders guter Laune mit Zylinder und
Zigarre, obwohl er kein Raucher war.) Elsa E. geb. Pause,
Edit Ehrlich als Verlobte von Ernst E. Untere Reihe: Heinz
Siegmund, Gerhard, Werner
- Nr.6 Schmiede in Schneeberg-Neustädtel, zeitweise im Besitz von
Johann Georg Brunn
- Nr.7 Bäckerei Ehrlich in Dresden Stephanienplatz 3 .Von links
nach rechts: Werner, Elsa E. geb. Pause, Unbekannt
- Nr.8 Pfarrhaus in Sosa
- Nr.9 Von links nach rechts: Edit, Christel, Irma u. Gert Neumann
- Nr.10 Von links nach rechts: Magdalene, Edit, Bärbel, Frieder, Peter,
Christian, Thomas und Hannelore Ehrlich
- Nr.11 Wohnhaus in Dresden-Loschwitz, Schillerstraße 4 d
- Nr.12 Wohnhaus in Oelsenitz i.V. Falkensteinerstr. 63
- Nr.13 Edit und Ernst Ehrlich (Silberhochzeitsbild)



1



2



3



4



5



6



7



8



9



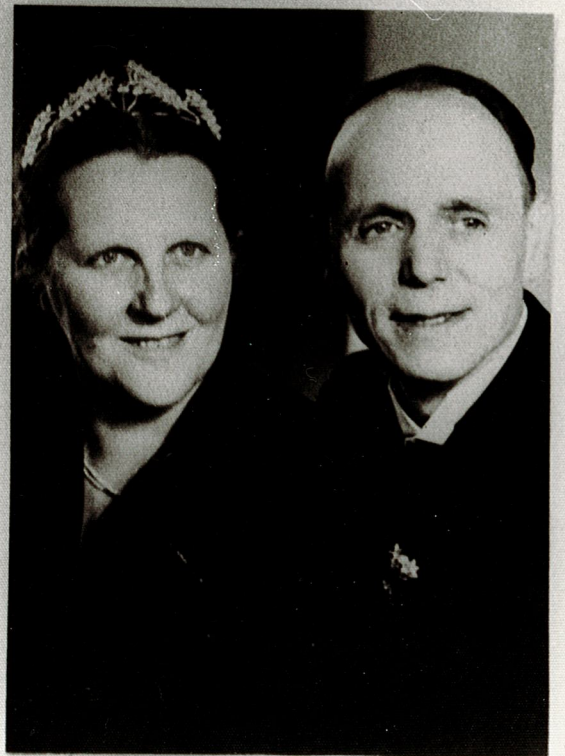
10



11



12



13